



Foto: Florian Miedl, von links nach rechts: Elisabeth Meier (Übersetzerin), Bgm. Michael Abraham, 2. Bürgermeister Pavel Klepacek, Eva Holecekova, OB Ulrich Pöttsch

Nachbarschaftshilfe in der Corona-Krise

Die Grenze ist zwar für den allgemeinen Verkehr weiterhin geschlossen – nur wenige Pendler und Bedienstete in medizinischen Bereichen dürfen passieren – doch kürzlich gab es ein Treffen der Bürgermeister aus Asch, Rehau und Selb beim Zweck in Wildenau. Grund war die Übergabe von Gesichtsmasken durch den 2. Bürgermeister Pavel Klepacek aus Asch an seine Amtskollegen in Bayern. Klepacek stellte die Behälter mit insgesamt 350 Masken auf die Grenzlinie und Bürgermeister Michael Abraham sowie Oberbürgermeister Ulrich Pöttsch konnten sie dort

übernehmen, ohne dass man sich zu nahe kam.

In Asch hatten unter der Leitung von Frau Eva Holecekova vor allem private Näherinnen innerhalb kurzer Zeit 19.000 Masken hergestellt. Nun konnte man den deutschen Kommunen als Zeichen der Freundschaft und Solidarität damit helfen. Klepacek erinnerte daran, dass man am 1. Juli den 30. Jahrestag der Grenzöffnung feiern wollte. Diese Begegnung und viele andere müssen leider entfallen. „Ich hoffe, wir können die Grenze bald wieder freigeben. Aber wir bleiben weiterhin in Verbin-

dung,“ sagte Klepacek. Sowohl der Selber Oberbürgermeister Ulrich Pöttsch als auch das Rehauer Stadtoberhaupt Michael Abraham bedankten sich bei Klepacek für die freundliche Geste und wiesen darauf hin, dass die drei Städte nicht nur durch die Partnerschaft verbunden seien, sondern auch durch die Stiftung Ascher Kulturbesitz und den Heimatverband Asch. Die Masken werde man in den Pflegebereichen der beiden Städte verteilen. (Frankenpost, 24. April 2020, Andreas Godawa.)

bearbeitet von Horst Adler

Vor 75 Jahren endete der Zweite Weltkrieg

Mit der bedingungslosen Kapitulation der deutschen Wehrmacht ging am 8. Mai 1945 der Zweite Weltkrieg zu Ende. Ab dem 9. Mai schwiegen in Europa die Waffen, in Asien jedoch erst am 2. September 1945 nach den Abwürfen von Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki mit ihren verheerenden Folgen.

Vor 70 Jahren legte der damalige französische Außenminister Robert Schuman mit einer Erklärung den Grundstein für unsere heutige europäische Integration. Vor 50 Jahren wurde mit den Verträgen von Moskau und Warschau die Aussöhnung mit unseren östlichen Nachbarn vorgebracht. Vor 30 Jahren fanden die beiden deutschen Staaten zusammen. Alle diese bedeutenden Ereignisse haben miteinander zu tun.

Die ungeheuerlichen Ausmaße des von Deutschland ausgegangenen Krieges sind ohne Beispiel in der Geschichte. Über 60 Millionen Menschen - mehr als die Hälfte davon waren Zivilisten - verloren ihr Leben durch kriegerische Handlungen, Völkermord, Bombenterror, Flucht, Vertreibung und Verschleppung.

In Deutschland blieb kaum eine Familie verschont. 6,3 Millionen Opfer waren zu beklagen. Auf 832 Soldatenfriedhöfen in vielen Ländern - betreut vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge - erinnern 2,8 Millionen Kriegstote aus verschiedenen Ländern an den hohen Preis, den die Menschheit bezahlen musste.

1945 ist zweifellos ein Epochenjahr, das für die Geschehnisse der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts bis zum Fall der Mauer 1989 und dem Ende des Kalten Krieges bestimmend war und bis in die Gegenwart nachwirkt. Allgemein wird der 8. Mai als Ende des Krieges bezeichnet. Doch an diesem einen Tag war noch nicht alles vorbei. Viele der hart geprüften Menschen standen am Beginn eines weiteren Leidensweges in einer Zeit der völligen Ungewissheit und Zukunftsangst. Der bittere Marsch in die Kriegsgefangenschaft und die menschenrechtswidrigen Vertreibungen aus den Heimatgebieten forderten unvorstellbare Entbehrungen und unzählige Opfer. Für viele Deutsche bedeutete das Kriegsende eine Zeit der Armut und des Hungers. In der damals sowjetisch besetzten Zone folgte auf die nationalsozialistische Diktatur fast nahtlos die kommunistische Diktatur stalinistischen Zuschnitts.

Das Gedenkjahr 2020 erinnert uns an diese schrecklichen Folgen von

Krieg und Galtherrschaft. Wir dürfen aber auch dankbar sein, dass es in den letzten 75 Jahren gelungen ist, durch die Annäherung und Versöhnung zwischen den Völkern ein friedvolles Leben im Wohlstand zu ermöglichen.

Heute, wo der Frieden wenigstens hierzulande sicher erscheint, ist es wichtiger denn je, Wege für ein gedeihliches Zusammenleben der Völker zu schaffen, Vorurteile abzubauen oder gar nicht erst entstehen zu lassen.

Die Forschung hat inzwischen eindeutig nachgewiesen, dass sich die Folgen von Krieg und Galtherrschaft über mehrere Generationen fortsetzen. Nach denen, die das Leiden erleben mussten, überlebt haben und darüber oft verstummt sind, kamen diejenigen, die den Schmerz der Vorfahren immer noch verspürten, ohne dass sie darüber sprachen. Die dritte Generation stellte dann Fragen und forscht nach. Erst die vierte Generation neigt zum Vergessen und deshalb muss gerade sie auf die Vergangenheit angesprochen werden.

Die Botschaft, die uns dieser durchaus ambivalente 8. Mai mit auf den Weg gibt, ist eindeutig: **Nie wieder Galtherrschaft, Krieg und Vertreibung!** - oder wie es der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge in seinem Leitwort ausdrückt: **Gemeinsam für den Frieden!**

Chronologie der Ereignisse

Bereits einige Tage vor der Gesamtkapitulation der Wehrmacht hatten Teilkapitulationen gegenüber den westalliierten Streitkräften stattgefunden. So unterzeichnete am 29. April 1945 eine deutsche Delegation die Kapitulation der Wehrmacht in Italien, die mit dem 2. Mai Gültigkeit erlangte. Auch der in Flensburg residierende Großadmiral Dönitz, den Hitler kurz vor seinem Selbstmord am 30. April zu seinem Nachfolger ernannt hatte, erkannte die Notwendigkeit von Kapitulationsverhandlungen im Westen.

Hierbei spielte jedoch nicht nur die Einsicht in die militärische Sinnlosigkeit weiteren Widerstandes gegen die alliierten Truppen eine Rolle. Es war vor allem auch die Hoffnung, dass nach dem Tod des US-Präsidenten Roosevelt das Bündnis zwischen der Sowjetunion und den Westalliierten zerbrechen und durch einen Separatfrieden im Westen die Front im Osten aufrechterhalten werden könnte.

Die Verhandlungen von Generaladmiral von Friedeburg, den Dönitz gesandt hatte, mit dem britischen Feldmarschall Montgomery führten am 4. Mai zu einer Kapitulation aller deutschen Truppen in Nordwestdeutschland, Schleswig-Holstein, Holland und Dänemark mit Wirkung vom 5. Mai. Aus diesem Grund wird bis heute in den Niederlanden der „Befreiungstag“ am 5. Mai begangen.

Im süddeutsch-westösterreichischen Raum endete der Krieg mit der separaten Kapitulation der Heeresgruppe G, die am 5. Mai in Haar bei München unterzeichnet wurde und am 6. Mai in Kraft trat.

Die Abweichungen zwischen den Tagen der Unterzeichnungen der Kapitulationen und deren eigentlichen Inkrafttreten lagen darin begründet, dass nach erfolgreich abgeschlossenen Verhandlungen zunächst die einzelnen Truppenteile die nötigen Befehle zur Einstellung der Kampfhandlungen erhalten und deren Umsetzung vorbereiten mussten. Ebenso verhielt es sich auch mit der Gesamtkapitulation der deutschen Streitkräfte, die am 7. Mai 1945 durch Generaloberst Jodl als Chef des Wehrmachtsführungsstabes im alliierten Hauptquartier in Reims unterzeichnet wurde und am 8. Mai 1945 um 10.30 Uhr in Kraft trat.

Zuvor hatte Generaladmiral von Friedeburg am 5. Mai den Versuch gestartet - wie schon mit den Briten - auch mit den US-Truppen einen Separatfrieden auszuhandeln. Doch US-General Eisenhower machte deutlich, dass die einzige Alternative zur Fortsetzung der Kampfhandlungen eine vollständige und bedingungslose Kapitulation der deutschen Streitkräfte sei.

Damit folgte Eisenhower strikt den Vereinbarungen, die die Alliierten bereits im Januar 1943 bei der Konferenz in Casablanca getroffen hatten und die die bedingungslose Kapitulation des Deutschen Reiches als oberstes Kriegsziel festschrieben. In einem Zusatzprotokoll wurde am 7. Mai zusammen mit der Unterzeichnung der Kapitulation vereinbart, dass diese später durch den Oberkommandierenden der Wehrmacht und die verantwortlichen Führer der deutschen Teilstreitkräfte verifiziert werden sollte, da Jodl nicht die entsprechende Kommandogewalt innehatte.

So wurden am 8. Mai 1945 Generalfeldmarschall Keitel, Generaloberst Stumpf und Generaladmiral von

Friedeburg in das sowjetische Hauptquartier nach Berlin-Karlshorst gebracht, wo sie von den Vertretern der alliierten Siegermächte und einem Großaufgebot an Presse und Militär erwartet wurden. Zwar war die Kapitulation für den 8. Mai vorgesehen, die eigentliche Unterzeichnung konnte jedoch wegen der bis dahin fehlenden Übersetzung ins Russische erst um 0.15 Uhr am 9. Mai erfolgen.

Die Kapitulationsurkunde wurde dennoch auf den 8. Mai rückdatiert. Da es in Moskau durch die verschiedenen Zeitzonen jedoch bereits zwei Stunden später war, wird bis heute in Russland der 9. Mai als Tag des Sieges über das nationalsozialistische Deutschland gefeiert.

Die Stunde Null

Befreiung - Katastrophe - Niederlage ?

Während in der DDR der 8. Mai von 1955 bis 1966 als Tag der Befreiung ein gesetzlicher Feiertag war, wurde er in der Bundesrepublik bis 1985 weniger wahrgenommen und wenn, dann eher als Tag der Niederlage gewertet. Die kontroverse Auseinandersetzung begann hierzulande 1985, als der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker in seiner berühmten Rede zum 8. Mai den Begriff „Tag der Befreiung“ prägte. Gleichzeitig schränkte er ein, dass

der 8. Mai für die Deutschen kein Tag zum Feiern sei. Diese Rede stieß in der deutschen Öffentlichkeit sowohl auf Zustimmung als auch auf heftige Kritik.

Ein Tag der Befreiung war er für jene, die vom NS-Regime verfolgt worden waren – für die Insassen der Konzentrationslager, der Kriegsgefangenen- und Zwangsarbeiterlager und der Gefängnisse. Ebenso für all jene, deren Länder durch deutsche Truppen besetzt und unterdrückt worden waren und für alle, die gegen das NS-Regime Widerstand geleistet hatten.

Doch gleichzeitig bedeutete der 8. Mai für viele Millionen Deutsche auch den Beginn einer ungewissen und leidvollen Zukunft – Flucht und Vertreibung aus der Heimat, der Weg in die Gefangenschaft brachte Hunderttausenden den Tod, als der Krieg bereits beendet war. Aus der Sicht dieser Menschen erscheint die Bezeichnung „Tag der Befreiung“ zynisch und ohne Geschichtsbewusstsein, auch deshalb, weil die Alliierten sich selbst als „Sieger“ und „Besatzer“ und nicht als Befreier Deutschlands sahen.

Aus heutiger Perspektive und mit dem rückblickenden Wissen, dass die militärische Niederlage und Besetzung Deutschlands durch die Alliierten 1945 die Voraussetzung für das Ende der nationalsozialistischen

Gewaltherrschaft war und letztlich in die Gründung unserer freiheitlich-demokratisch verfassten Bundesrepublik mündete, verlangt der 8. Mai eine differenzierte Bewertung.

(H. A.)

(Nach Veröffentlichungen des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge: Wolfgang Schneiderhan (Präsident), Jörg Raab (Geschäftsführer des Landesverbandes Bayern) und Maximilian Fügen (Bildungsreferent Bayern).

Nachtrag zum Artikel

Der Prager Aufstand Mai 1945

Mit dem sich abzeichnenden Zusammenbruch des NS-Regimes brach in den ersten Maitagen 1945 in Prag der Aufstand gegen die deutsche Besatzung aus. Zunächst kämpfte man um das Gebäude des Hörfunks, dann richtete sich der Hass mit äußerster Brutalität gegen alles, was deutsch war. Der tschechische Filmemacher David Vondracek dokumentierte die grausamen Verbrechen in seinem Film „Töten auf tschechisch“, der vor einiger Zeit im tschechischen Fernsehen ausgestrahlt wurde und heftige Reaktionen hervorrief.

Diese Ereignisse und die bekannten Massaker von Postelberg, Maltheuern, Landskron, Brünn und Aussig warten bis heute auf eine objektive historische und juristische Aufarbeitung.

H. A.

Ein historischer Einschnitt von Gernot Facius

Der Sudetendeutsche Tag in Regensburg ist abgesagt. Sicher eine notwendige und nachvollziehbare Entscheidung angesichts der grassierenden Corona-Pandemie, der seit Wochen vor allem ältere Menschen zum Opfer fallen. Als Ersatz soll im November in München ein „kleiner ST“ stattfinden – mit Verleihung des Europäischen Karlspreises der Landsmannschaft. Der nächste reguläre ST mit einem Donau-Moldau-Fest ist für 2021 wieder in Regensburg geplant. Die Veranstalter hoffen erneut auf rege Beteiligung tschechischer Gäste.

Dass das diesjährige Pfingsttreffen ausfallen muss, ist ein gravierender Einschnitt für die Volksgruppe, denn im Mai vor genau einem Dreivierteljahrhundert begann mit der sogenannten „wildem Vertreibung“ ihr Leidensweg. 75 Jahre danach wäre es deshalb an der Zeit für eine realistische und ehrliche Bestandsaufnahme des sudetendeutsch-tschechischen Verhältnisses. Es leidet noch immer unter der Weigerung führender Politiker in Prag, sich ohne Wenn und Aber von der Vertreibung ihrer einstigen deutschen Mitbür-

ger zu distanzieren und eine irgendwie geartete Wiedergutmachung anzustreben. Die menschenrechtswidrigen Benes-Dekrete, mit denen einst die Vertreibung in Gang gesetzt wurde, sind noch immer Teil der tschechischen Staatsräson und werden selbst von den demokratischen Parteien nicht angetastet. Eine erfolgreiche Verständigungspolitik, von der hin und wieder geschwärmt wird, sieht anders aus.

Sicher - auf der unteren, kommunalen Ebene gibt es viele Zeichen von Solidarität, Verständnis und freundschaftlicher Zusammenarbeit, aber die Regierenden „oben“ verstecken sich nach wie vor hinter den mehrdeutigen Formulierungen der deutsch-tschechischen Erklärung. Und in Berlin und München macht man dieses Spiel bereitwillig mit. Viele Landsleute vermuten hinter dem Anspruch, mit dem Sudetendeutschen Tag der neuen Art als „europäische Begegnung“ ein Ausweichen von der damals wie heute nicht einfachen Aufgabe, das sudetendeutsch-tschechische Verhältnis auf eine neue, stabile Grundlage zu stellen. Verständigung oder Versöh-

nung, von der so oft die Rede ist, kann allerdings niemals einseitig sein. Daran zu erinnern sollte gerade im Jahr 2020 nicht schwerfallen, egal ob zu Pfingsten oder erst im November.

(Sudetendeutscher Pressedienst, März 2020)

Suchdienst wird eingestellt

75 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges ist der Suchdienst des Deutschen Roten Kreuzes noch immer aktiv. Doch soll nach einer Mitteilung der Präsidentin des DRK die Annahme von Suchanträgen im nächsten Jahr abgeschlossen und die Arbeit Ende 2023 ganz eingestellt werden. Die Chance zur Aufklärung von Schicksalen ist auch nach so langer Zeit noch immer gegeben. Im vergangenen Jahr haben knapp 10.100 Menschen eine Anfrage gestellt. In 23 Prozent der Fälle konnte der Suchdienst Auskunft geben und damit den Angehörigen zur Gewissheit über das Schicksal der Vermissten verhelfen.

Pestsäulen erinnern an Seuchen früherer Jahrhunderte

Die derzeitige Corona-Pandemie hält die Welt in Atem und führt zu dramatischen Einschnitten im täglichen Leben, von denen keiner verschont bleibt. Niemand hätte sich träumen lassen, dass eine solche weltweite Katastrophe über uns hereinbricht, wobei die weitere Entwicklung vollkommen unsicher und ein Ende nicht abzusehen ist.

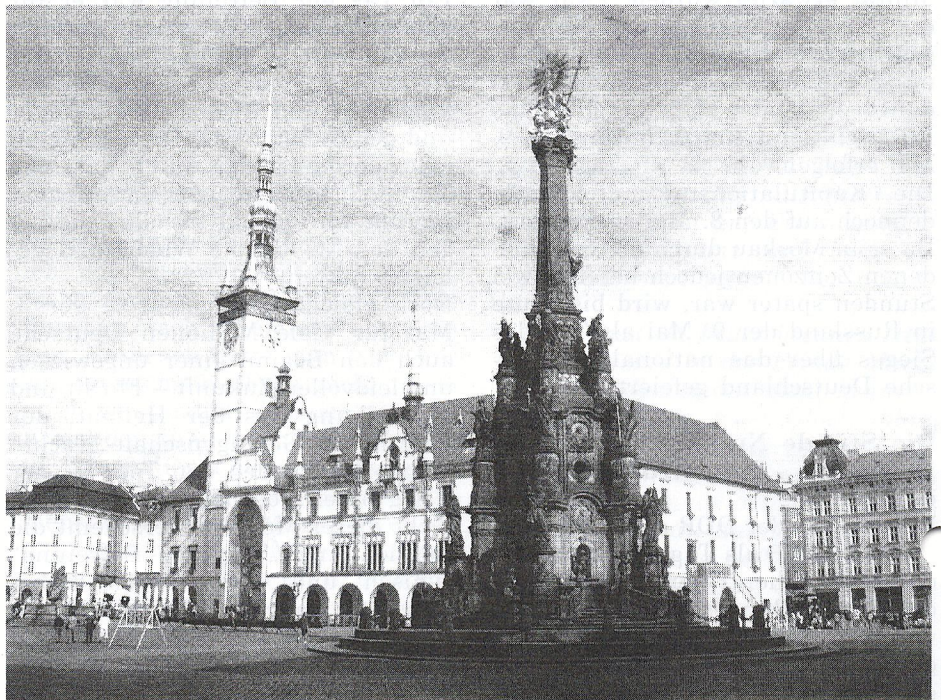
Doch zeigt der Rückblick in die Geschichte, dass die Menschheit über die Jahrhunderte fast regelmäßig von Seuchen heimgesucht wurde. Auffallend ist der Abstand von jeweils 100 Jahren und die Jahreszahl 20.

Die Pest grassierte 1720, gefolgt von der Cholera-Epidemie 1820 und der sogenannten Spanischen Grippe von 1920 - und nun im Jahre 2020 die Corona-Pandemie.

Bereits früher, als hygienische Maßnahmen und Medikamente unbekannt waren, versuchte man sich dadurch zu schützen, dass die Kranken und Fremden in Quarantäne isoliert wurden. Sie dauerte - wie man dem Namen entnehmen kann - 40 Tage.

Christliche Menschen flüchteten sich in das Gebet zu Gott und legten für den Fall der Verschonung, Heilung oder zum Dank für das Ende der Seuche vielfältige Gelübde ab. So entstanden vielerorts Kirchen, Kapellen und Denkmäler in Form von Pestkreuzen, Peststeinen oder Pestsäulen, die oft als Dreifaltigkeits- oder Mariensäulen bezeichnet werden. Auch die weltbekannten Oberammergauer Passionsspiele haben ihren Ursprung in einem Gelübde.

Besonders viele und markante Pestsäulen wurden in den Böhmis-



Dreifaltigkeitssäule in Olmütz

Ländern errichtet und sind bis heute zentrale und kunsthistorisch wertvolle Objekte in vielen Städten. Bekannt ist die Mariensäule auf dem Altstädter Ring in Prag, die 1650 von Kaiser Ferdinand III. errichtet wurde. (Siehe Ascher Rundbrief April 2020, Seite 52) Die weltweit größte und prächtigste Dreifaltigkeitssäule findet sich in Olmütz (Siehe Foto), die zum UNSECO-Weltkulturerbe gehört. Weitere bedeutende Exemplare in Böhmen und Mähren besitzen die Städte Elbogen, Neudek, Tepl, Neutitschein, Dux, Brünn, Leitmeritz, Teplitz-Schönau, Deutsch Gabel, Mährisch-Schönberg und auch Pilsen.



H. A. Pestsäule in Teplitz

Aufgeschoben ist nicht aufgehoben!

von Bernd Posselt, Sprecher der Sudetendeutschen Volksgruppe

Otto von Habsburg wies immer wieder darauf hin, daß viele Menschen vor allem von dem sprechen, was sie am meisten vermischen: Der Durstige vom Trinken, der Hungrige vom Essen, der Unterdrückte von der Freiheit oder der Vertriebene von der Heimat.

Im Mai ist es 75 Jahre her, seit die Vertreibung unserer Volksgruppe aus Böhmen, Mähren und Schlesien begann, die 1946 ihren Höhepunkt erreichte. Vor gut drei Jahrzehnten stürzte in der damals noch bestehenden Tschechoslowakei die kommunistische Diktatur und die Frei-

heit hielt Einzug. Heute ist dort wie bei uns Pandemie-bedingt die Freiheit wieder eingeschränkt, wenn auch Gott sei Dank nur vorübergehend; und wir wurden sowohl durch Ausgangssperren als auch durch Grenzabriegelungen erneut von der Heimat getrennt.

Das macht vielen von uns deutlich, wie sehr wir uns seit 1989 bereits an diesen grenzenlosen Zustand gewöhnt haben.

Die Liebe zu unserer Heimat konnte sich seit der Beseitigung des Eisernen Vorhanges trotz vieler Rückschläge, Enttäuschungen und nach wie vor vorhandener Diskriminie-

rungen durch Unrechtsdekrete ganz neu entfalten, weil wir - eben grenzenlos - die Orte unserer Heimat wieder besuchen konnten. Seitdem wurde unglaublich viel erreicht und geschaffen.

Jahr für Jahr pilgern große Scharen unserer Landsleute bei Wallfahrten an die heiligen Orte, an denen auch unsere Vorfahren beteten,

wandern durch unsere faszinierenden und vielfältigen Berge und Täler,

gedenken auf Friedhöfen und in Kirchen unserer Ahnen,

entwickeln gemeinsam mit den jetzt in unseren Heimatlandschaf-

ten lebenden Menschen Initiativen, die der Kultur und der Verständigung dienen,

sorgen mit Zeitzeugenprojekten und der Dokumentierung unserer Geschichte dafür, daß nicht vergessen wird, was unserer älteren Generation angetan wurde,

und entwickeln Zukunftsideen für ein neues, von europäischem Geist getragenes Zusammenleben in und mit den böhmischen Ländern.

Dankbar dürfen wir feststellen, dass eine große Zahl von Tschechen und Sudetendeutschen bereit ist, dafür zu sorgen - wie es Willy Brandt formulierte - „dass wieder zusammenwächst, was zusammengehört“. Dieser Weg, den uns ein Walter Becher und ein Franz Neubauer, ein Otto von Habsburg und ein Volkmar Gabert, ein Hans Schütz und ein Wenzel Jaksch, ein Josef Stingl und ein Franz Olbert, um nur diese zu nennen, vorgezeichnet haben, ist derzeit unterbrochen, weil für dieses Jahr viele geplante Veranstaltungen ausfallen müssen.

Dazu gehört der Sudetendeutsche Tag in Grenznähe, der immer mehr zum Magneten für interessierte tschechische Besucher wird;

· eine Reihe geplanter Großereignisse wie das Jubiläum der Egerland-Jugend in Übereinstimmung mit der Stadt Eger;

· der Brünner Friedensmarsch;

· die 30. Haindorfer Wallfahrt im Isergebirge oder

· der bereits vorbereitete Europäische Begegnungstag der SL Bayern in Franzensbad,

um von vielen hundert Ereignissen nur diese wenigen herauszugreifen. Wir haben gerade erlebt, wie eng miteinander verflochten und wie verwundbar unser Europa ist. Nationaler Egoismus ist gefährlicher denn je und gute Nachbarschaft erweist sich wieder einmal als existenziell notwendig. In Abwandlung eines Wortes von Franz Josef Strauß kann man durchaus sagen, dass die Heimatvertriebenen, ihre Nachkommen und unsere Partner in der Tschechischen Republik eigentlich den Friedensnobelpreis verdient hätten, auch wenn unsere Arbeit von manchen ignoriert wird oder ihnen nicht passt. Wir werden sie trotzdem fortsetzen und - sobald dies wieder uneingeschränkt möglich sein wird - noch weiter intensivieren. **Aufgeschoben ist nicht aufgehoben!**

Querbalken; der Längsbalken wurde am Richtplatz in die Erde gerammt. Die Exekutionssoldaten merken, dass er schon sehr erschöpft ist und zwingen den vorbeikommenden Simon von Kyrene, ihm diesen Balken abzunehmen. An dieses Querholz wird Jesus mit den Armen gebunden; die Hände werden genagelt.

Nach jüdischem Brauch reichte man den Gekreuzigten ein Getränk aus Essig, versetzt mit Myrrhe und Weihrauch zur Schmerzstillung. Jesus hat das abgelehnt.

In den Evangelien - Matthäus, Markus, Lukas und Johannes - werden sieben Worte Jesu am Kreuz überliefert.

Ich habe eines herausgegriffen

„Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie tun“.

Im Laufe der Menschheitsgeschichte steht das Kreuz Jesu für den Leidensweg vieler Männer und Frauen. Ich denke an die Grausamkeiten, die Menschen sich gegenseitig angetan haben, - in den Kriegen, in den Konzentrationslagern, ich denke an die politisch und persönlich motivierten Hinrichtungen, an Verfolgung und Folter.

Im Kreuz Jesu sehen wir, wozu Menschen fähig sind.

In dieser Kirche mit Ihren vielen schönen Bildern steht als oberstes das Bild des Gekreuzigten, als Spitze des Altaraufbaus, in der Mitte des Altartisches, wo die Gemeinde Abendmahl feiert und als Mittelpunkt des schmalen Basisbildes Epitaphs, um das sich die Familie Zedtwitz schart, um Trost zu erlangen angesichts des Todes der Gräfin und ihres Kindes.

Das Kreuz macht die Gewalt des Bösen sichtbar und zugleich ist es ein Zeichen des Trostes.

Es stellt uns vor Augen, mit welcher Brutalität Menschen miteinander umgehen und es stellt uns vor Augen, dass Gott auf der Seite der Leidenden steht. Und das wird uns deutlich an diesem Wort Jesu „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“

Jesus hält sich in den letzten Minuten seines Lebens an seinen himmlischen Vater und spricht dieses kurze Bittgebet, eine Fürbitte.

Er bittet für seine Peiniger, für die, die ihn verspotteten, die ihn gebunden haben und durch Hände und Füße Nägel getrieben haben. Er sieht hinter ihrer Brutalität, dass sie nicht wußten, wen sie hier vor sich haben. Für sie gilt nur: Befehl ist Befehl. Keiner darf ausscheren, darauf steht Todesstrafe, damals wie heute. Sie tun, was sie tun mussten.

Was sagt uns heute diese Jesusbitte um Vergebung?

Nun sind wir ja hier versammelt in einer Kirche, die im Grenzland zwischen Tschechien und Deutschland steht.

Dass wir dieses Bittlingskerwa all die Jahre begonnen haben mit einem Gottesdienst ist nicht nur ein schöner Brauch sondern auch ein Zeichen dafür,

Neuberger Bittlingskerwa ausgefallen

Liebe Landsleute,

da die diesjährige Neuberger Kirchweih - wie so viele andere Veranstaltungen - ausfallen musste, hat Frau Pastorin Helga Rueß-Alberti den Text, den sie für die Predigt beim Gottesdienst vorgesehen hatte, an mich geschickt und ich leite ihn gerne an den Ascher Rundbrief weiter. Sicher findet er in einer ruhigen Stunde Ihr Interesse.

Horst Adler

Seit einigen Jahren nehme ich als Grundlage meiner Predigten hier eines der Bilder in dieser Kirche.

In diesem Jahr möchte ich über das Kreuz sprechen.

Wir finden das Kreuz über dem Altar und in der Mitte des Abendmahlstisches und im unteren Teil des Epitaphs, der Gedenktafel für die Familie Zedtwitz.

In den drei Darstellungen sehen wir Jesus am Kreuz nur mit einem Lendentuch bekleidet.

Wir vergegenwärtigen uns, was Jesus bereits hinter sich hatte:

Er ahnte, dass er viele Feinde hatte, denn er verkündigte nicht einen Gott des Gesetzes, der mit Strafandrohungen die Gebote durchsetzt. Jesus verkündigte einen Gott, dem er selbst sich anvertraute wie ein Kind seinem Vater, einem Gott, der nicht auf die Verfehlungen schaut sondern auf die Fähigkeiten und Gaben, die ein Mensch hat und dass er sie im Vertrauen auf Gott in seinem Leben einsetzt.

Was war daran neu, revolutionär?

Es ging Jesus darum, die Beziehungen zu Gott und Menschen vertrauensvoll und mit Mitgefühl zu gestalten.

Es geht ihm nicht um die Erfüllung von Vorschriften. Es geht um ihm die Haltung. Das drückt er aus in seiner Antwort auf die Frage nach dem höchsten Gebot: Du sollst Gott deinen Herrn mit ganzem Herzen lieben und deinen Nächsten wie dich selbst.

Diese neue Lehre erlebten die Schriftgelehrten und Frommen als einen Angriff auf ihre Treue zum Gesetz. Das durfte nicht so weitergehen.

Man versucht, ihn unschädlich zu machen. Jesus wurde schließlich bespitzelt.

Im Garten Gethsemane bittet er seine getreuesten Freunde

mit ihm zu wachen und zu beten, aber sie schlafen. Jesus ist allein. Die Nacht ist hereingebrochen.

Von Judas, einem seiner Freunde, wird er an seine Feinde verraten. Sie führen ihn ab und bringen ihn vor den Hohen Rat, der mächtigsten politischen und religiösen Behörde. Jesus wird gegen den Mörder und Aufrührer Barrabas ausgetauscht; die Menge schreit immer wieder „Kreuzige ihn“.

Pilatus liefert Jesus aus an die römischen Henkersknechte. Sie verspotten und geißeln ihn.

Die Geißeln bestanden aus Lederriemen mit Knochen und Metallstückchen; damit schlugen sie auf Jesus ein. Auf dem Weg zum Richtplatz musste Jesus sein Kreuz selbst tragen, das war der

dass wir uns nach Frieden und Versöhnung sehnen und Gott um Kraft bitten für alle Friedensarbeit. Unsere Beziehung ist seit Jahrzehnten belastet durch das, was im Laufe unserer Geschichte zwischen beiden Völkern geschah. Es gab zu viel Unrecht, zu viel Rache, zu viel Vergeltung. Unsere Geschichte ist geprägt von Leid, das wir uns gegenseitig angetan haben, wobei wir Deutschen einen großen Anteil an der Verursachung haben.

Sicher gab es in unseren Völkern die einen, die in ihren letzten Stunden gebetet haben wie Jesus. Sie konnten sich in dieses Jesuswort bergen und fühlten sich dadurch in allen Schmerzen und Schrecken von der göttlichen Gegenwart getragen: ich denke an Johannes Hus, der 1414 in Konstanz verbrannt wurde.

Und es gab die anderen, die im blinden Gehorsam Befehle ausgeführt haben und es gab solche, die aus Angst Befehle erfüllt haben. Keiner hat die weitreichende Bedeutung seines Tuns geahnt. Dass es Jahrzehnte

braucht, bis Frieden wachsen kann, dass oft noch Kinder und Enkel von Tätern und Opfern durch die Vergangenheit belastet sind, konnten sie damals nicht glauben.

Jesu Gebet und Fürbitte für Vergebung gilt allen.

Das Kreuz ist für uns ein Zeichen des Friedens; deshalb steht es auf vielen Gräbern. Es ist Zeichen des Frieden zwischen Menschen, nahen und fernen, ein Zeichen des Friedens zwischen Völkern und gerade auch zwischen den ehemals verfeindeten, wie zwischen Tschechen und Deutschen.

Wir wissen aus unseren persönlichen Erfahrungen, wie schnell durch ein Wort, durch eine noch so unbedeutend erscheinende Tat der Frieden gefährdet sein kann. Verständigung ist immer wieder notwendig.

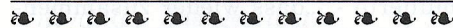
Die Arbeit für den Frieden darf nicht aufhören.

Deshalb bitten wir:

Der Friede Gottes, der unsere Vernunft übersteigt, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus, unserem Herrn.
Amen

Rehau: Kirche zur Corona-Zeit

Die Evangelisch-Lutherische Kirchengemeinde in Rehau lädt die Bevölkerung zu Andachten an verschiedenen Straßenkreuzungen ein. Pfarrer Thomas Wolf sagt dazu: „Wir wollen den Menschen zeigen, dass die Kirche auch in der Corona-Krise für sie da ist!“ Von den Balkonen und Fenstern aus und über die Gartenzäune hinweg können die Rehauer Bürgerinnen und Bürger in gebührendem Abstand voneinander an den Andachten teilnehmen. H. A.



Zeitzeugen der Vertreibung

Liebe Landsleute, anlässlich des Beginns der Vertreibung vor 75 Jahren freuen wir uns über Zeitzeugenberichte in zeitungsgerechter Länge. Angesprochen sind insbesondere diejenigen, die ihre Erlebnisse zwischen Mai 1945 und den Folgejahren noch nicht veröffentlichten wollten oder konnten. Eingereicht werden können aber auch Berichte, die bereits anderweitig veröffentlicht wurden. Auch wer in jener schrecklichen Zeit unerwartet Wohltaten oder Barmherzigkeit erlebt hat, möge Zeugnis davon ablegen. Alle Berichte werden gesammelt. Auswahl und Kürzungen müssen wir uns vorbehalten. Bitte senden Sie Ihre Texte per eMail an fischer@sudeten.de oder als scanbares Manuskript (Handschriftliches können wir leider nicht verarbeiten; bitte nehmen Sie dafür die Hilfe Ihrer Kinder oder Enkel an) an die *Sudetendeutsche Zeitung*, Hochstraße 8, D-81669 München.

Herzlichen Dank im voraus und alle guten Wünsche in dieser schweren Zeit
Ihr **Herbert Fischer**
Chefredakteur

A weng woos va daheum:

Von Richard Heinrich, Selb-Plössberg

Aus der alten Heimat kann ich diesmal nichts berichten, da ja die Grenze nach Asch bei uns total zu ist. Diejenigen, die eine Genehmigung haben hin – oder herüber zu fahren, müssen über Eger und Schirnding fahren. Probleme gibt es für die Firmen, die tschechische Arbeiter haben, diese müssen entweder in Deutschland sich ein Quartier suchen oder sie müssen in Tschechien bleiben. Wie ja schon berichtet erhielten dann doch Beschäftigte im Gesundheitswesen, wie Ärzte und Pfleger oder Pflegerinnen eine Genehmigung. Diese haben es aber auch nicht leicht, wie viele berichten. Die Wartezeiten an der Grenze sind bei einer starken Kontrolle oft sehr lange und sie kommen oft nicht rechtzeitig an ihre Arbeitsstelle, auch die weiteren Fahrstrecken sind eine Belastung, die Wartezeiten an der Grenze dauert oft mehr als eine Stunde, wie eine Pflegerin in der Zeitung berichtete.

Aber es sind doch bei uns viele alte und behinderte Menschen auf Pflegerinnen aus Tschechien angewiesen.

Auch über die „Grüne Grenze“ ist es nicht ratsam nach Tschechien zu gehen, dann es stehen hohe Strafen darauf beim Erwischen. Auch auf dem Radweg, der über Längenu durch den Wald beim „Schüsselstein“ über Neuenbrand nach Asch führt, haben sie einen Baum darüber gelegt, damit kein Auto drüber fahren kann. Wahrscheinlich haben es uneinsichtige Autofahrer schon probiert dort hinüber zu fahren.

Gestatten Sie mir meine persönliche Meinung:

Die ganze Situation ist natürlich für uns alle keinesfalls gut und schön, da wir ja das was danach kommt, bestimmt keinesfalls noch erahnen können. Das Leben wird sich in vielen Dingen verändern. Leider wird heute schon wieder von vielen Seiten kritisiert über die Bevormundung des Staates und über die „Aussetzung der persönlichen Freiheit“. Leider auch vielfach von Journalisten.

Das Grundgesetz wird dabei zitiert. Aber wenn die Ansteckungen dieser Krankheit dann noch mehr zunehmen – was dann? Die Kritiker sind dann meist die Ersten, die schimpfen daß der Staat zu wenig getan hat, es zu verhindern. Es ist für Familien mit Kindern sehr schwer, da Kindergärten und Schulen geschlossen sind, auch für ältere Menschen ist es schwer keinen oder wenig Kontakt zu Bekannten oder Verwandten zu haben. Von den Schwierigkeiten der Wirtschaft, der Handwerker, Gastwirte, Ladenbesitzer, Friseure usw. brauche ich gar nicht zu reden.

Wir über „Achtzigjährigen“ haben schon soviel erlebt und recht und schlecht überstanden, hoffen wir halt, daß wir diese Zeit auch noch einigermaßen gesund überstehen! Ich erinnere ich noch, daß früher die älteren Leute bei uns gesagt haben, wenn sie sich verabschiedet haben anstatt „auf Wiedersehen“: „Bleibt g` sund!“ Das will ich heute auch sagen!



Rosbacher Ecke

Mitteilungsorgan für den Markt Rossbach
mit Friedersreuth, Gottmannsgrün und Thonbrunn

Von Rossbach nach Puyuhuapi (Teil 2)

1985, zum 50sten Jubiläum von Puyuhuapi, gab Walther Hopperdietzel, der letzte überlebende Gründer, einer chilenischen Zeitung ein Interview. Hier einige Auszüge.

„Hier in Aysen fanden wir großartige Unterstützung durch das Büro für Kolonisation, das jedem von uns 5.000 Hektar zusprach. Wir hatten also erstmal Aussicht auf 20.000 Hektar freies Staatsland. Aber die Spielregeln änderten sich abrupt, als der Konflikt ausbrach. Das Gesetz kehrte sich um ins Gegenteil. Hatten bisher Ausländer mehr Chancen gehabt als die Chilenen selber – vielleicht weil die Regierung die Region schnell erschließen wollte – so wurde 1939 das Immigrationsgesetz ersetzt durch das Siedlungsgesetz, das es Ausländern unmöglich machte, Gratisland zu bekommen und wir blieben fast ohne Land, um uns anzusiedeln. Daraufhin begannen wir, uns um Aufenthaltsberechtigung und Staatsangehörigkeit zu bemühen. Es gab keine Probleme und wir bekamen diese Dokumente, mit denen wir Land beantragen konnten. Es gab damals eine Bestimmung, der zufolge jeder Chilene 600 Hektar bekommen konnte. Für Staatsangestellte gab es sogar 1.000 Hektar. Die Leute vom Büro für Landangelegenheiten rieten uns also, uns um Staatsposten zu bemühen – egal ob bezahlt oder ehrenamtlich – damit wir wenigstens Anrecht auf 1.000 Hektar hätten, da die 5.000 den Bach runter gegangen waren. Das klappte problemlos. Ich beantragte den Posten als Wetterbeobachter der Luftwaffe, ein Ehrenamt, das ich bis heute ausübe und Ernesto, der schon tot ist, wurde Fischerei- und Jagdaufseher.

unsere erste Arbeit bestand darin, Land für die Viehwirtschaft urbar zu machen, denn wir sahen, dass dies unsere Hauptaktivität sein würde in einer Gegend, in der es für die Landwirtschaft zu viel regnet. Dann wollten wir ein Sägewerk haben. Aber die ersten Maschinen, die aus Deutschland kamen, waren Bandsägen und für unsere Verhältnisse ungeeignet, denn die auf dem Meer herangefloßten Stämme wurden am Strand von Ochsen gespan-

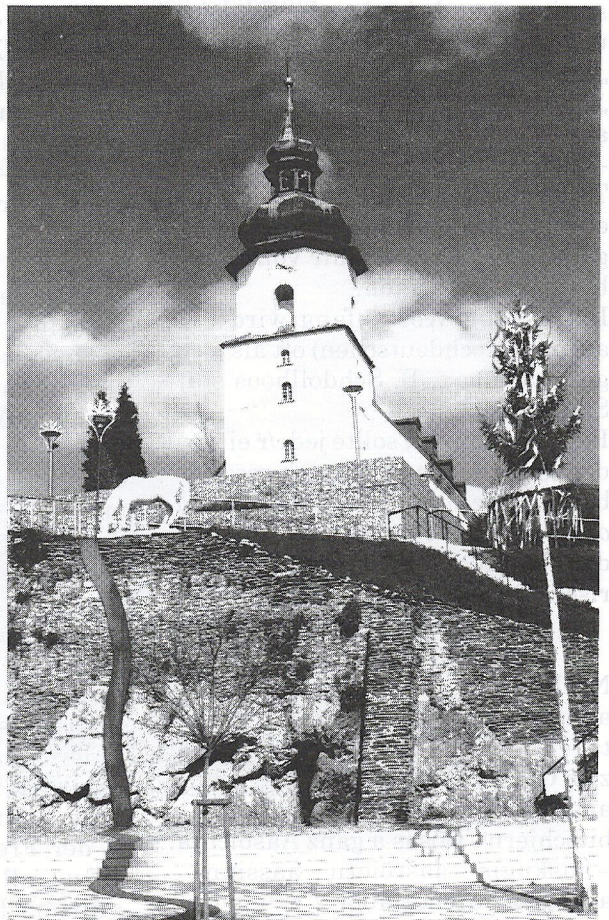
nen übernommen und dabei dreckig. Deshalb entschieden wir uns bald für ein chilenisches Modell, eine große Kreissäge mit abnehmbaren Zähnen, die geschliffen werden konnten. Wir kauften die erste Anlage in einer Gießerei in Osorno, ebenso die übrigen Maschinen für die Holzverarbeitung. Dieses Sägewerk arbeitete bis etwa 1970 und unterstand Ernesto, während Otto für die Landwirtschaft zuständig war.

1939 hatten wir bereits ständige Arbeiter von der Insel Chiloe, was ein großes Glück war, denn der Chilote ist ein ausgezeichnete Arbeiter. Er weiß, wie man Wald abholzt, versteht etwas von Viehwirtschaft, vom Hausbau, vom Bootsbau – er weiß von allem etwas. Die Chiloten blieben hier mit Ernst und Otto in der Landwirtschaft, während Carlos und ich nach Puerto Montt fuhren, um nach Finanzierungsmöglichkeiten für unsere kleine Siedlung zu suchen. Ich arbeitete als Vertreter für deutsche Firmen, verkaufte Waren in Südchile, Teppiche, Möbelstoffe, Gardinen, Stoffe von der Fabrik, die Ottos Eltern gehörte, und Karl exportierte Holz von Sägewerken aus der Umgebung von Puerto Montt nach Deutschland. Wir hatten ein gutes Einkommen. Aber dann kam der Krieg und schnitt uns von dieser Einnahmequelle ab. Unsere Firma in Puerto Montt kam auf die schwarze Liste und wir konnten unseren Handel nicht weiter betreiben. Ich ging zurück nach Puyuhuapi, aber Carlos blieb in Puerto Montt, um die Versorgung zu

koordinieren.

nach dem Krieg wurden alle Sudenteutschen aus der Tschechoslowakei ausgewiesen. Unsere Angehörigen wurden aber erst 1947 ausgewiesen, da sie sich an den chilenischen Konsul in Prag gewandt und um Familienzusammenführung gebeten hatten. Als es endlich so weit war, schafften sie es mit ihren Visa nach Paris, wo sie eine Möglichkeit zur Weiterreise suchten. Alle Schiffskarten waren auf Jahre hinaus verkauft oder reserviert. Nach dem Krieg versuchte eben jeder, das zerstörte Europa mit seinen Städten in Ruinen zu verlassen. Schließlich kamen sie im Flugzeug von Paris über Dakar und Recife nach Santiago de Chile, dann weiter mit dem Zug nach Puerto Montt und schließlich mit dem Schiff nach Puyuhuapi.“

(Forstsetzung folgt)



Der Marktplatz von Rossbach mit Maibaum, Ross und Bach; im Hintergrund die Kirche

Matej Spurny: Der lange Schatten der Vertreibung

Ethnizität und Aufbau des Sozialismus in tschechischen Grenzgebieten

(Übersetzung aus dem Tschechischen von Andres R. Hofmann)

ISBN 978-3-447-11186-7, 340 Seiten, 38.- Euro, Harrassowitz Verlag Wiesbaden

„Sie sind nicht wie wir!“

Eine Rezension von Marie Schwarz

Wo die meisten Abhandlungen der Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus der Tschechoslowakei enden, setzt Matej Spurnys Band „Der lange Schatten der Vertreibung“ an. In dem 2011 in Tschechien erschienenen Buch fragt der Autor nach den sozioökonomischen und politischen Folgen der Aus- und Umsiedlung.

Die tschechischen Grenzgebiete sollten als Labor für gesellschaftliche Veränderungen hin zum Prototyp einer sozialistischen Gemeinschaft werden. Sie waren nicht zuletzt ein Ort, an dem ein neues Geschichtsbild etabliert werden sollte nämlich das des „vollkommenen Sieges der „tschechischen Gegenwart über die deutsche Vergangenheit“. Die Gebiete wurden nicht vollständig besiedelt und hatten als Sonderzone an der Peripherie des Eisernen Vorhangs mit demografischen Problemen und einer erhöhten Kriminalitätsrate zu kämpfen. Bis heute sind die Grenzgebiete von den radikalen Umwälzungen seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges geprägt.

Im Fokus des Buches stehen drei Minderheitengruppen im tschechischen Grenzland. Am Beispiel der verbliebenen Deutschen, der Wolhyniendeutschen und der Roma zeichnet Spurny nach, wie sich das Verhältnis von tschechischer Mehrheitsgesellschaft und Politik zu den Minderheiten veränderte und wie die Minderheitenpolitik im Grenzgebiet in der Praxis aussah. Im Titel des tschechischen Originals bezieht sich der Autor auf die bezeichnende Feststellung „Sie sind nicht wie wir!“ (Nejsou jako my!).

Matej Spurny zeigt in seinem Buch auf, dass die Politik gegenüber den „Anderen“ – einschließlich der Vertreibung der Deutschen und der Säuberung von ethnischen Minderheiten – Vorspiel und zentraler Bestandteil der kommunistischen Herrschaft war. Indem er die Minderheitenpolitik in den entsprechenden Regionen durchleuchtet, gelingt ihm eine umfassende Analyse der Nachkriegsgesellschaft im tschechischen Grenzgebiet: Vertreibungen und Wiederbesiedlung im Kontext der tschechoslowakischen Nachkriegsgeschichte.

Spurny ist seit 2012 als Historiker am Institut für Zeitgeschichte der Tschechischen Akademie der Wissenschaften tätig. In seinen Arbeiten beschäftigt er sich in vielfältiger Weise mit der deutsch-böhmischen Geschichte. Das Buch *Der lange Schatten der Vertreibung* ist das Ergebnis seines Promotionsstudiums, eine wissenschaftliche Publikation, die informativ und erhellend ist, sich aber vorwiegend an ein Fachpublikum wendet. (H. A.)

Unsere Ascher Mundart – unverwechselbar!

Liebe Leser und Leserinnen des Ascher Rundbriefs!

„Ascherisch riadn, is einfach – wenn mas als Kind glernt hout.“

Aber - will man die Wörter, die im Dialekt nur so heraussprudeln, zu Papier bringen, stößt man auf so manche Schwierigkeit. Natürlich gäbe es da die offizielle Lautschrift mit den vielen Sonderzeichen, um die unterschiedlichen Klangfarben der Ausdrucksweise zu veranschaulichen. Wenn man aber dieser Kunst nicht mächtig ist und nur die normalen Buchstaben verwenden kann, so wie ich es tun muss, ergeben sich zwangsläufig viele Schreibfehler und für den Leser auch Verständnisprobleme.

Trotzdem hoffe ich, dass Sie, verehrte Leserinnen und Leser, die meisten Wörter entziffern können. Bei ganz schwierigen Konstruktionen habe ich eine Erläuterung dazu geschrieben. Vielleicht fassen Sie es aber auch als Rätsel auf und haben damit eine kleine Freude.

Ein besonderes Problem stellen die sogenannten harten und weichen Buchstaben „p“ und „b“, „t“ und „d“, sowie „g“ und „k“ dar. Im Dialekt - und ganz besonders in unserer „Ascher Schpraouch“ - werden „p“, „t“ und „k“ oft weich ausgesprochen als „b“, „d“ und „g“, z. B. Bolmbätzla - Palmkätzchen, Drietschaafel - Trittbrett, Gneischeiwa - Knieschieber. Ich habe deshalb die Wörter so geschrieben, wie es mir vom Klang her richtig erschien.

Das „s“ am Wortanfang wird (wie auch im Hochdeutschen) oft als „sch“ gesprochen, z. B. Schdollhoos statt Stallhase.

Bevor es losgeht, sollte jede/r einmal den folgenden, hochdeutsch geschriebenen Satz in *unnara Ascher Schpraouch* wiederholen: „Du kaufst mir doch eh auch einen Ei ab!“ Ascherisch: Du kafst mir doch eh?“

H. Adler

Nachtrag A

aahagln – affe und oi/che – allmaletta – anterisch – annerscht - a Aa, zwa Öier – assepfurzn – assegechn – aasspreidan - woos aasfetz - aasbitschiern - Dös is a ganz Aasbichta! – aaskugln – aasröiern – aassinna – aasruckn - Aouerlabbl

Nachtrag B

bladern – bakumma – Badderla (Perlen) - Bahnara - Beiasuppm – Beiadimpfl - Bampf - Bettseucher (Löwenzahn) – Bichl (Fleck) – Bichzeich - bichn, zambichn - Bischgurn, Bißgurn - biebern - Bie rouhe! Bie stilla! – Bie goud! - Blaadl (Blatt) – Blascha (Prügel, Regen) – Blädderer (Rausch) - bletzn (rauchen) - Blaoumascherm - Blunzn – Bloud – Bloud und Läwerwürscht – Blutzer – boobern - Boobl, Ruatzboobl - Bojazz - Bollerer – Bouzn – bouzad - Borschdwiesch – bröihwarm – Buat – Bumberskraut – buschn, oibuschn (klopfen) - bumbern

D

Daaml - Dachinierer – dahoost - däpPERT – deima (bändig) - deizeln - drockn - döiarat (benommen, aufdringlich) - dalkert – Dangl – Darmleierer (Strumpfwirker) - Dechtlmechtl – Deka - Deistl – deixln – Dipfl – Dierl (Türchen) – Dochtripf (Dachtraufe) - Doggn - dolzn – Doarschde (Donnerstag) - Daoutschn – Droißl – droißln – Drampl (ungeschickter Mensch) - Droosch - Drulaboart - Dschuggl – dschumpern - Duawl, duawl - duus (gedämpft, still) - Dschamsterer (Freund, Schatz) – Dschamster Diener! - Dschindern (große Trommel)

E

eimats, neimats – eiche, ei und asse, - eibalda Kniadla - eibratschn – eigatzn - eischopm – eistierln - einöin – eischian, eikachln – eiplätzln (hineinhauen) – eidutschn - Erdäpfkreatare – estamiern – euglustn – euschn – Eueaschwammerla - Erdäpfel mit Dippdipp

F

Fankas - za Fach kumma – Faustpense (großes Schnapsglas) - fichalant – Wesch flahn – färn (voriges Jahr) – fechn – fei - feiaböis - Feldscheia – fischbern – fürn Narrn haltn - Fleischhacker – Föichtlscheißer - Flankerl - es fleckt – Flouara - Floderer – Fosnat – Freide (Freitag) - in der Freindschaft - freisn – mi freist - all Fuarz lang – Fuarzdoffel – furtmachn – Funzl -

Liebe Leserinnen und Leser des Ascher Rundbriefes!

Die Menschen aus dem Kreis Asch sind nicht nur über Deutschland und Österreich verstreut. Einige leben auch jenseits des großen Teichs in den Vereinigten Staaten, wie z. B. unser Landsmann Walter O. Wunderlich. Sicher kennen viele von Ihnen sein Buch „Die grüne Grenze“, in dem er seine Erlebnisse und Erinnerungen an die Zeit in Asch und danach verarbeitet hat. Das Buch erschien als Fortsetzung im Ascher Rundbrief und ist es wert, auch heute wieder einmal gelesen zu werden. Walter O. Wunderlich hat mir als Reaktion auf einen Artikel im Ascher Rundbrief (Jänner 2020, Seiten 1-2) per Mail seine „Gedanken eines Ewiggestrigen“ übermittelt, die sicher auch bei den Leserinnen und Lesern des Ascher Rundbriefs auf Interesse stoßen. H. Adler

Gedanken eines Ewiggestrigen

von Walter O. Wunderlich

Ich hatte gerade einige Gedanken über die Ewiggestrigen niedergeschrieben, als der Ascher Rundbrief vom Jänner 2020 ankam mit einem Artikel über die Bekehrung der Ewiggestrigen. Sie sollen sich von einer kritischen oder sogar feindseligen Haltung gegenüber ihren Vertreibern, Räubern und Peinigern in entgegenkommende und freundliche ehemalige Mitbürger verwandelt haben, obwohl dieser Wandel nicht einmal, zumindest nicht offiziell, mit einem ähnlichen Wandel von der anderen Seite erwidert wurde. Es fällt mir schwer zu glauben, dass

se Umstimmung auf Seiten der Vertriebenen hundertprozentig ist, oder ob das nur die politisch korrekte, öffentlich vertretene Meinung ist. Nun – ich habe mich immer als einer von denen gefühlt, die man als die Ewiggestrigen bezeichnen würde. Und als geborener Ascher Lutheraner möchte ich sagen: „Hier stehe ich und kann nicht anders.“, zumal ich das internationale Recht der Nichtverjährung von Verbrechen der Vertreibung, Enteignung, Zerstörung und Morden von Volksgruppen auf meiner Seite habe.

Der Name „Ewiggestriger“ hat zwar den Beigeschmack einer Beleidigung, aber manchmal wird eine Beleidigung zum Kompliment. Und als solches verstehe ich dieses Epithet. Es würde mich sehr wundern, wenn es nicht noch einen Rest Gleichgesinnter gäbe. In den letzten 50 Jahren ist bekannt geworden, dass schwerwiegende Ereignisse im Leben eines Menschen wie Kriege, Gefangen-

schaft, Verfolgung, Verbrechen, Unfälle und viele andere Ereignisse dem Gehirn einen immerwährenden Denkkzettel verabreichen können. Für mich ist es die Vertreibung von 1946, die mir einen solchen verpasst hat. Seit dem Vietnamkrieg haben die Amerikaner entdeckt, dass viele ihrer Soldaten, wegen der Greuel, die sie erlebten oder begingen, unheilbar an einer psychischen Verletzung leiden, die seither mit den vier Buchstaben PTBS (Posttraumatische Belastungsstörung) bezeichnet wird. Es

ist eine Verletzung der Psyche. Man kann sie mit konventionellen Mitteln nicht behandeln und noch weniger heilen. Es handelt sich also um etwas mehr als einen gewollt bösen Charakterzug, der einem aus dem Wort „Ewiggestriger“ entgegenschallt und den man einfach abstellen könnte, wenn man nur wollte. Vielen Soldaten, die mit diesem Defekt aus dem Krieg zurückkamen, war oft als mildestes Symptom einfach der Mund verschlossen. Sie sprachen nicht darüber. Und so rea-

AUS ALTEN FOTOALBEN

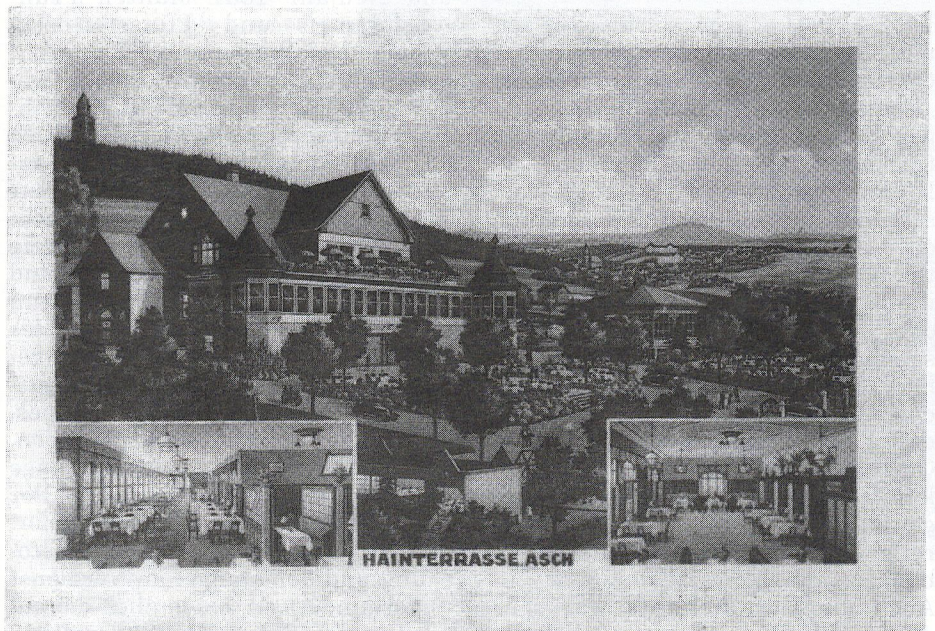


Die Soldatenhäuser – ein Orts- teil von Schönbach

Von Schönbach aus führt eine Strasse in nördlicher Richtung über den Schlossberg. Rechts davon verlief parallel ein bis zu 10 Meter tiefer Hohlweg. Nach einem Kilometer trifft man auf die Soldatenhäuser mit 19 meist älteren Anwesen. Nach den Bahnschienen des Roßbacher Bockels kam das Ängerlein (Schil-

dern) und es ging immer weiter an der Teufelsstaude (inzwischen eine mehrstämmige Baumgruppe) vorbei nach Mähring.

In den 50er Jahren wurden die 19 Soldatenhäuser dem Erdboden gleichgemacht. Der Hohlweg ist restlos aufgefüllt und nicht mehr sichtbar. Zwei Baumgruppen und eine schöne Linde bleiben von der Heimat! (Hans Tauscher, Bad Vilbel)



Die Hainterrasse in Asch war früher ein bekanntes Cafe und Speiselokal, in dem man besonders gerne auch zum Tanztee am Sonntagnachmittag einkehrte. Die abgeteilten Sitznischen machten einen sehr gepflegten und gemütlichen Eindruck.

gierten auch viele Vertriebene. Sie wollten ihre Erlebnisse vergessen, indem sie versuchten, nicht daran zu denken, indem sie nie darüber sprachen. In manchen Fällen führte das PTBS zu schweren Folgen. Manche ergaben sich dem Trunk, wurden obdachlos und manche begingen Selbstmord. Die meisten nahmen ihre Last mit ins Grab. ... Dieser Defekt brütet sozusagen, er heilt nicht, er verschlimmert sich mit der Zeit und endet nur mit dem Tod.

Da wir Sudetendeutschen in den Augen vieler Tschechen todeswürdige Verbrecher waren, haben wir diese Todesstrafe ja verdient. (Anmerkung: Der derzeitige tschechische Staatspräsident Milos Zeman sprach davon, dass die Sudetendeutschen

mit dem sogenannten „odsun“ (Abschub) eigentlich gut bedient wurden, denn auf Landesverrat stand damals die Todesstrafe.) Aber ich bin überzeugt, dass auch viele Tschechen unerbittlich vom PTBS verfolgt wurden oder noch werden. Das sind die Ewiggestrigen jenseits der Grenze, vielleicht gerade die ewigen Kommunisten, die über Raub, Diebstahl und Schlimmeres nicht hinwegkommen und deshalb auch keine Annäherung zu ihren Opfern suchen. Schließlich sind wir alle Menschen. Vielleicht ist das ein guter Grund, dass besonders die Ewiggestrigen beider Seiten versuchen sollten, Heilung durch Versöhnung zu erlangen, wenn das überhaupt möglich ist. (Fortsetzung folgt)

Richard Heinrich

Die Hungerjahre 1847 und 1852

Nachdem die Nachwirkungen der „Hungerjahre“ 1816/1817 einigermaßen überwunden waren, gab es so dreißig Jahre später, also 1847 und 1852, schon wieder so schlechte Jahre, die für die Bevölkerung schwere Zeiten und viel Not und Elend brachten. Zu dieser Zeit war es nicht möglich, so wie heute, daß die notwendigen Lebensmittel aus der ganzen Welt herangeschafft werden konnten – es hätte ja auch das Geld von den Menschen dafür gefehlt.

Also gab es auch schon damals schlechte Jahre vom Wetter her gesehen. Es gab Trockenheiten und Regenjahre, die sich doch damals viel schlimmer auswirkten, wie heutzutage.

Karl Alberti schrieb darüber in seinem Buch „Beiträge zur Geschichte der Stadt und des Ascher Landes“:

Im Jahre 1846 folgte nach geringen Niederschlägen im Frühjahr ein trockener, regenloser Sommer. In den Bächen war so wenig Wasser, daß die Mühlen feiern mußten oder doch nur in großen Zwischenräumen mahlen konnten, wenn sich in den angedämmten Mühlgräben oder im Mühlteich genug Wasser gesammelt hatte. Die Wiesen und Kleefelder brachten wegen der anhaltenden Dürre nur geringe Erträge, so daß Futtermangel eintrat. Auf den Getreidefeldern blieben die Halme kurz und dünn und infolge der ungewöhnlichen Trockenheit trat Notreife ein, so daß die Körner klein blieben und wenig Mehl gaben.

Auch die Kartoffelernte war sehr dürftig. Teuerung war natürlich die Folge und die Not wurde noch vergrößert durch schlechten Geschäftsgang und Arbeitslosigkeit. Unbeschreiblich aber war die Hungers-

not im Frühling 1847, als die geringen Vorräte zur Neige gingen. Bei den Mahlzeiten wurden den Tischgenossen die Kartoffeln zugezählt und das Stückchen Brot, das jedem zugeschnitten wurde, war klein. Man bereitetet Speisen aus Kleie und grobem Mehl, aber oft fehlte auch dieses. Dann kochte man zur Stillung des Hungers Brei aus Wiesenknötterich, Hederich, Wegerich, Brennesseln, auch aus Disteln und Klee.

Nach dem etwas günstigeren Geschäftsjahren (1849-1850) folgte 1852 ein neues Notjahr, weil der Absatz der Baumwollwaren gänzlich stockte. Die Not aber wurde noch viel schrecklicher durch die Mißernte im Jahre 1851. Zu Weihnachten 1850 und Neujahr 1851 blühten Frühlingsblumen und Pfingsten lag Schnee auf Wiesen und Feldern! Dann folgte Regenwetter, so daß weder die Kartoffeln, die Hauptnahrung in unserer Gebirgsgegend, noch das Getreide gedieh. Die in dem anhaltenden Regenwetter nicht zur Reife gekommenen Körner gaben ein schlechtes Mehl, so daß der Brotteig nicht zur Gärung kam. Verzweifelt rangen die Frauen die Hände, wenn trotz aller Sorgfalt die Bereitung des Teiges die in den Backofen eingeschobenen Brotlaibe zu Kuchen auseinanderliefen und ein spindiges, ganz unverdauliches Gebäck gaben. Im Frühling 1852 wurde die Klage über die steigende Teuerung aller Lebensmittel immer allgemeiner, und dabei hielt die Geschäftsstockung und der Mangel an Verdienst unvermindert an, bis endlich die guten Ernten 1852 und besonders 1853 der größten Not steuerten und auch die Geschäftsverhältnisse sich allmählich wieder besserten.

Soweit der Bericht von Karl Alberti.

Gerhild Euler

Pfingstausflug nach Bad Elster

Auf das Pfingstfest freue ich mich schon Voraus, denn da stand meist der Ausflug nach Bad Elster (in Sachsen) an. Bad Elster, ein Kurbad mit Kurkonzert in den Kolonaden, die auch an Sonn- und Feiertagen geöffneten Geschäfte, einem Gondel-eich u.s.w. – das war etwas Besonderes. Endlich war es auch bei uns wärmer geworden. Der Marsch nach Bad Elster dauerte fast 2 Stunden. Gleich nach dem Frühstück wurde aufgebrochen, denn die Eltern wollten noch das Ende des Vormittagskonzerts hören. Mutter setzte ihren schönen Sonntagshut auf (ein Hut war in der damaligen Zeit sehr wichtig), packte für alle Fälle den Knirps (gefalteter Regenschirm) in die was größere Handtasche, dazu drei Trinkbecher für die Heilquelle, frische weiße Söckchen oder Kniestrümpfe, eine Haarschleife, sowie meist einen Apfel für unterwegs für mich ein – und dann ging es endlich los. Ich nahm meinen kleinen Spazierstock und hängte meine Umhängetasche um. Manchmal waren die Eltern mit Verwandten oder befreundeten Familien zum Ausflug verabredet. Das gefiel mir besonders, vor allem, wenn auch Kinder dabei waren. Zuerst musstet man über den Hainberg. Wir nahmen entweder die Tour über den Hainberg, am Tinsgarten vorbei über die Skiwiese hinunter nach Niederreuth oder über den sogenannten „Leichweg“ (das war der Weg, über den die Niederreuther Leichenzüge nach Asch gingen). Die Toten wurden auf dem Asch Friedhof beerdigt) vom Hainberg nach Niederreuth. In Niederreuth wurde beim Säuerlingshäuschen eine kleine Rast eingelegt und das klare, erfrischende Wasser getrunken. Danach kam der steile Aufstieg über

SPRÜCHE

Frauen sind immer erstaunt, was Männer alles vergessen. Männer sind erstaunt, woran Frauen sich erinnern.

Peter Bamm, Schriftsteller

Wer nicht jeden Tag etwas für seine Gesundheit aufbringt, muss eines Tages viel Zeit für die Krankheit aufbringen.

Sebastian Kneipp

die Leithen. Der kostete Schweiß, aber ich sprang wie eine Gans (Gemse) voran. Auf der anderen Seite des Berges im majestätischen Hochwald wieder hinunter. Mein Vater sagte oft: „Der Wald ist wie ein Dom für mich und er stimmte mit seiner schönen Stimmen das Lied an: „Wenn Gott will recht Gunst erweisen...“ oder „Geh aus mein Herz und suche Freud...“. Auch wurden gerne Wanderlieder wie: „Es klappert die Mühle am rauschenden Bach...“ oder „aus grauer Städten Mauern...“, „Das Wandern ist des Müllers Lust...“, „Im Wald und auf der Heide“...usw. gesungen. So verging die Zeit schnell und schon lag im Tal Bad Elster vor uns. Es um diese Zeit mit seinen vielen blühenden Rhododendronbüschen schön anzusehen. Bevor wir die Kuranlage von Bad Elster erreichten, zog ich meine „Jesusklitscher“ (offene Kneippsandalen) oder Wanderschuhe aus und die sauberen Söckchen und Lackschuhe an. Die Eltern wünschten mit einem Lappen die vom Wandern verstaubten Schuhe sauber, meine Haare wurden gebürstet

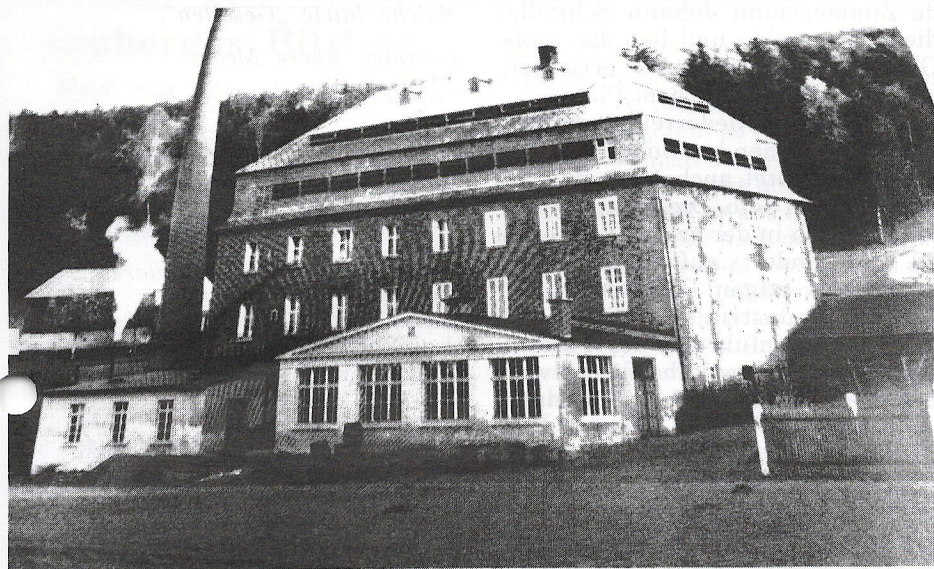
und die Haarschleife eingebunden. Jetzt konnte es losgehen. Nun zuerst noch schnell zum Kurkonzert. Für die Kuranlagen musste man Eintritt bezahlen, wenn man keine Kurkarte besaß. Anschließend gingen wir ins Hotel zum Mittagessen. Hotel Reichsverweser ist mir noch in Erinnerung. Endlich war es soweit. Es ging zum Gondelteich zur Kahnfahrt. Auch ein Spielplatz mit Schaukel und oft ein Kasperltheater war da. Am Gondelteich wurde Kaffee getrunken, Eis bekam ich leider nie (ungesund und gefährlich!). Nun drängte es die Erwachsenen zum 2. Kurkonzert und ich durfte in den Kolonaden herumbummeln und die Auslagen bestaunen. Manchmal durfte ich mir eine Kleinigkeit kaufen, z.B. ein Quartett, einen Drehbleistift oder ein kleines Taschenmesser für die Handtasche, eine neue Haarspange. Nun wurde es Zeit für den Heimweg. Bis 1938 musste man an den Zollhäuschen vorbei nach Grün. Da lag ein einzelnes Gasthaus, der Jordis, ab da fuhr der Bus vom Ascher Busunternehmen Küss.

Aber wir sind selten mit dem Bus heimgefahren. Mir wurde da immer übel. Wir wanderten nach Neuberg. Dort wurde noch eine Rast eingelegt und eine Knackwurst mit Kren gegessen. Ich durfte eine „Waldperle“ (Kräuterlimo) trinken. In der Dämmerung ging es über die sagenumwobene Katzenfichte wieder heim. Vater zeigte mir am Himmel das Sternbild des „Großen Wagen“ zurück über den langen Hainberg in die Stadt. Da saß ich als kleines Mädchen manchmal auf Vaters Schultern und er sang: „Der Mond ist aufgegangen...“, Müde aber glücklich kamen wir wieder daheim an und mir fielen oft schon beim Abendgebet die Äuglein zu.

Auch die Roßbacher wanderten gerne nach Bad Elster. Aber sie hatten nur ca. eine Stunde Fußweg über die Bärlohr und das Waldcafé von der anderen Seite her.

Die Jugendlichen der Ascher Turnvereine fuhren zu Pfingsten auf Birken geschmückten großen Leiterwagen ins nahe blühende Wellertal. Das habe ich leider nie erlebt.

Die Papiermühlen im Ascher Land



Grün, Papiermühle Steinelmühle.

Es gab ja früher im Ascher Land mehrere Papiermühlen. Sie lagen im Tal der Elster, die Neuberger am Aschbach, weil für die Papierherstellung Wasser gebraucht wurde und auch die nötigen Maschinen wurden ja mit Wasserrädern getrieben.

Die Papiermühlen in Neuberg, Grün und Niederreuth stellten z.B. im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts jährlich ca. 1000 Ballen hochwertiges Papier her. Wöchentlich gingen große Wagenladungen von Schreib-, Druck-, Zeichen-, Noten-, und Packpapier hinaus, hauptsächlich nach

Leipzig, Hamburg und das Niederreuther Papier soll sogar bis Holland geliefert worden sein.

Die Leipziger Zeitung soll auch auf Neuberger Papier gedruckt worden sein. Karl Alberti schrieb in seinem Buch „Beiträge zur Geschichte des Ascher Landes Bd.4“ :

Der amtliche „Schematismus“ gibt vom Jahre 1822 bis in die Vierzigerjahre als Papierfabrikanten im Ascher Bezirke an:

Johann Adam Schindler auf der Postmühle in Grün, Christian Geipel auf der Grüner Papiermühle Nr.31, Johann Christoph Schindler auf der

Radeckermühle in Neuberg, Ferdinand Schindler auf der Steinelmühle bei Grün, Andreas Feiler auf der Baßmühle zwischen Neuberg und Niederreuth, Johannes Jäger auf der Niederreuther Papiermühle. Im Jahre 1851 wird in Neuberg auch ein Papiermacher Klement Schicketanz erwähnt, von dem aber sonst nichts bekannt ist.

Um 1840 war die Blütezeit der Ascher Papiermühlen vorüber. Die kurz vor 1800 erfundenen Zylinder- oder Langsiebmaschinen arbeiteten so billig, daß die Nachfrage nach dem in den alten Papiermühlen hergestellten Büttenpapier immer geringer wurde und endlich ganz aufhörte. Um 1840 wurden im Ascher Gebiete alljährlich noch 800 Ballen Papier hergestellt, wie Vinzens Prökl in der ersten Ausgabe von „Eger und das Egerland“ berichtet. In der zweiten Auflage (1877) erwähnte er die Ascher Papiermühlen nicht mehr, da sie inzwischen den Betrieb eingestellt oder auf die Erzeugung von Pappen und Preßspänen umgestellt waren.

In den Fünfzigerjahren waren auch alle übrigen westböhmisches Papiermühlen in Fleißen, Hartenberg, Hauenstein, Joachimstal, Karlsbad, Miltigau, Neudeck, Pirkenhammer, Platten, Stein und Weipert eingegangen.

Von allen Papiermühlen im Ascher Bezirk blieb am längsten die Niederreuther in Betrieb. Noch in den Sechzigerjahren des 19. Jahrhunderts spielte das Niederreuther Papier eine große Rolle, weit über die Grenzen



Die Postmühle in Grün

des Ascher Bezirkes hinaus. Neben weißen Schreibpapier erfreute sich besonders ein hellblaues Niederreuther Packpapier großer Beliebtheit. Es war überaus fest, fast unzerreißbar, ja unverwüstlich.

Um 1800 besaß die Niederreuther Papiermühle der reiche Johannes Jäger, der mit der ältesten Tochter des Neuberger Papiermüllers Jonas Schindler verheiratet war. (Diese Papierfabrikanten waren ja fast alle untereinander verwandt, meist durch Heirat.) Er vergrößerte die Papiermühle 1812 durch einen Anbau und übernahm dazu noch den Nachbarhof Nr.80. Er erwarb auch noch das Haus Nr.74 in Niederreuth, das übrigens heute noch steht, die Prechtermühle am Weg nach Neuberg, sowie mehrere Grundstücke. In der Neuberger Kirche ist sein Namensschild noch auf den Sitzbänken, denn die Niederreuther Papiermüller gingen zur Kirche nach Neuberg. Sein

Sohn Ferdinand arbeitete noch mit vier Gehilfen, gab aber 1871 die Papierfabrikation gänzlich auf. Er starb am 6. Dezember 1890 ohne Erben als der „letzte Niederreuther Papierer“. Die Erben verkauften die stattlichen Gebäude und anderen Besitz. Am 19. September 1903 kaufte der aus Wernersreuth stammende Zimmermann Johann Schindler die Papiermühle und ließ das große Gebäude abtragen und errichtete eine Sägemühle auf dem Platz.

Ein aus der Niederreuther Papiermühle stammender Johann Georg Jäger gründete auch 1709 eine Papiermühle in Selb. Diese Papiermühle hatte sich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts auf die Erzeugung von hochwertigen Pappmatern für die Druckindustrie spezialisiert, die aber nach Einführung des Fotosatzes in den Verlagen überflüssig wurden, so daß der Betrieb 1964 eingestellt wurde.

R.H.



Unsichtbares Ungeheuer!

Hallo Ihr lieben Ascher,
Ihr gebt mir sicher Recht.
Was uns zur Zeit geboten wird,
das ist besonders schlecht.

Der Krieg und die Vertreibung,
die hätten uns gereicht.
Jetzt kommt da noch ein böser Geist,
der tückisch um uns schleicht.

Corona hat man ihn genannt,
der die Welt in „Atem“ hält.
Er hat allein mit seiner Kraft,
die Wirtschaft umgestellt.

Man braucht nicht lange zu fragen,
„wo kommt er denn nur her.“?
Solche harte „Gesellen“,
kommen übers Meer.

Corona mach Dich wieder fort,
dorthin – wo Du geboren.
Wir haben hier mit uns zutun.
Hier hast Du nichts verloren!!

von Gertrud Pschera



Die Sudeten-
deutschen
www.sudeten.de

Rezepte aus der Heimat gesucht

Köstliches aus Böhmen, Mähren
und Sudetenschlesien

Die Sudetendeutsche Landsmannschaft sammelt Koch-
und Backrezepte aus dem Sudetenland. Die Besten
werden auf der Website und auf Facebook veröffentlicht.

Was wird heute in sudetendeutschen Familien traditionell
gegessen, und zu welchen Anlässen kommt die Spezialität
auf den Tisch?

Bitte schicken Sie Ihr Lieblingsrezept, wenn möglich
mit Bild, per E-Mail an: schuster@sudeten.de

Waldgold Kräuter Likör –

Bestelladresse:
**Waldgold
Kräuter Likör**

Rita Pfortke

In der Dreispitze 27
63322 Rödermark
Tel.: 06074 899 796

email: info@waldgold-likoer.de
www.waldgold-likoer.de

Liebe Leser, bei der letzten Fortsetzung ist uns ein Fehler unterlaufen. Leider haben wir einen Text ausversehen doppelt gedruckt. Wir bitten dies zu entschuldigen. Wir setzen die Geschichte am Ende der April-Ausgabe fort.

Albin Drechsler

Ein sudetendeutsches Schicksal in der Zeitenwende

Lebenserinnerungen eines evangelischen Pfarrers

Aus der ganzen sowjetischen Besatzungszone wurden geeignete Arbeitskräfte rekrutiert, so wie auch das Holz des Erzgebirges nicht reichte und auch im Harz und im Thüringer Wald viel abgeholzt wurde. Da auch Mädchen und Frauen in großer Zahl zur Arbeit im Bergbau herangezogen wurden, fürchtete meine Frau für unsere beiden Töchter, die ich nun gern zum Abschluss ihres Studiums aus Schweden heimgeholt hätte. Sie riet ihnen sehr von der Rückkehr ab, obwohl ich für die Jugend an höheren Schulen keine Gefahr sah. Im Besuch der Gottesdienste und sonstigen kirchlichen Veranstaltungen wirkte sich dieser Massenzug von meist evangelischen Arbeitskräften kaum aus, nur zwei oder drei fremde Bergarbeiter waren treue Besucher unserer Veranstaltungen. Die Landeskirche hatte im Bergbaugesamt drei Bergarbeiterdiakone eingesetzt, die sich mit großem Eifer und geringem Erfolg um die seelsorgerische Betreuung dieser zusammengewürfelten Massen bemühten. Da ein großer Teil dieser Bergarbeiter — im Volksmund „Schachter“ genannt — noch ledig war, gab es bald eine Fülle von Trauungen — in der Glanzzeit gegen 100 und mehrere hundert Taufen im Jahr. Allerdings stieg auch die Sterbeziffer der Gemeinde wieder auf fast 200, darunter auch so manche, die an Staublunge, der häufigsten Krankheit der Bergleute, gestorben waren oder unter Gesteinsmassen den Tod gefunden hatten. So hatte ich — ähnlich wie in den Kriegsjahren — wieder eine Fülle von Arbeit zu bewältigen, die sich die meisten Amtsbrüder heute kaum noch vorstellen können, obwohl mir zwei Nachbarkollegen etwas helfend zur Seite standen.

Dazu kam mein Gesundheitszustand. Der Raubbau der Kriegsjahre und die 18 Wochen der tschechischen Haft blieben nicht ohne Folgen. Am

Tage nach meinem 50. Geburtstag, an dem mein hochverdienter alter Kantor, der weithin bekannte Kirchenmusikdirektor Richard Wagner, noch von „Höhe des Lebens“ gesprochen hatte, hatte ich im Gottesdienst einen Herzanfall, so dass ich nur mit Mühe die Predigt zu Ende bringen konnte. Der Arzt stellte den Blutdruck eines Säuglings fest und riet dringend zu einer Herzkur. Das war leichter gesagt als getan. Unser schönes Bad Elster, mir seit der Kindheit wohlbekannt, war zur Hälfte seiner Kapazität von den Russen belegt, über 45 Prozent verfügten die Gewerkschaften, für den Rest waren meist Dauergäste abonniert. Wie sollte da ein armer Selbstzahler unterkommen, zumal wenn er noch Pfarrer war. Zunächst waren nicht einmal Herzspritzen zu haben. So musste ich mir aus Schweden Traubenzucker schicken lassen, den mir unser Apotheker mit Strophantin zu Herzspritzen verarbeitete, von denen mir unser Hausarzt über 100 injizierte. 1948 konnte ich endlich in dem bescheidenen Bad Lausick, das nicht einmal eigene Kohlensäure hat, mit List eine Kur machen, aber die vier Wochen Ausspannung und die Spaziergänge in dem ausgedehnten Kurpark, meist mit einem alten Kollegen aus Memel, kräftigten doch meine Gesundheit. 1949 gelang es mir dann mit viel Geschick und Energie einen Kurplatz in Bad Elster zu erreichen. Diese Kur und eine zweite im Jahre 1953, zu der mir meine aufsehenerregende Verhaftung und spätere Freilassung verhelfen, sowie schließlich zwei Kuren in dem ausgezeichneten Bad Liebenstein im Thüringer Wald, wo endlich die Kirche einige wenige Plätze reserviert und ein eigenes kleines Kurheim gebaut hatte, stärkten meine Gesundheit wieder so, dass ich fast nie krankheitshalber einen Dienst zu versäumen brauchte. Natürlich habe ich alle diese Kuren in

meinem Urlaub gemacht und mir nachher keine Zeit für eine Nachkur genommen. Mein Körper war eben durch den langjährigen anstrengenden Diasporadienst und durch die vielen Ferienwanderungen in den Alpen vor dem Zweiten Weltkrieg so gut durchtrainiert, dass er auch den Überanstrengungen in der Kriegs- und Nachkriegszeit nicht erlag. Ab Pfingsten 1950 hatte ich auch wieder einen zweiten Pfarrer, der Bergbau flaute nach einigen Jahren wieder ab und die Amtshandlungen gingen zurück.

Neue Ämter

Da ich ja in der Annaberger Ephorie kein Fremder war, wurde mir als Fachmann nach Abgang des alten Superintendenten gleich das Amt des Vertrauensmannes des Gustav-Adolf-Werks übergeben, in dem ich eine mir ans Herz gewachsene Arbeit fortsetzen konnte.

Auch die Leitung des Evangelischen Bundes im Kirchenbezirk wurde mir bald übertragen und nach wenigen Jahren war ich auch Mitglied der sächsischen Landesleitung.

Als Mann der Bekennenden Kirche wurde ich 1949 zum Leiter unseres Kreisbruderrates gewählt, der monatlich seine Zusammenkünfte abhielt. Auch da hielt ich manchen Vortrag. Schon nach wenigen Jahren wurde ich auch in den Landesbruderrat der Bekennenden Kirche (B. K.) gewählt und habe dort bis zum Abgang aus Sachsen mitgewirkt.

Als das Amt des stellvertretenden Superintendenten neu zu besetzen war, wurde ich auch in dieses mit großer Mehrheit gewählt und habe damit weiter eine nicht geringe Aufgabe übernommen. Schwierig waren im neuen Amt besonders die vielen Verhandlungen mit den politischen Stellen, die die Kirche immer mehr auf ihren Kurs festlegen wollten. Ich habe bei diesen Verhandlungen nichts von unseren kirchlichen Belangen preisgegeben und bin für bedrohte Amtsbrüder immer entschieden eingetreten.

Neue Gefängniszellen

Zu dem Gesagten ist ein wichtiges Kapitel meines Lebens nachzutragen.

Nach der Übersiedlung aus der verlorenen Heimat in die sowjetische Besatzungszone fühlten wir uns zunächst geborgen. Die russischen Schutzschilder an allen kirchlichen Gebäuden gaben eine gewisse Sicherheit. Es fanden 1946 auch noch freie Wahlen statt, wenn auch unter mancherlei Beeinträchtigungen. Aber bald merkte der Einsichtige, dass

all die vielen Aufschriften von „demokratisch, fortschrittlich, sozialistisch, friedliebend“ nichts anderes als kommunistisch bedeuten, durch die sich nur Einfältige blenden ließen. Sobald sich die wahren Machthaber fest im Sattel fühlten, zeigte der Kommunismus immer mehr sein Gesicht. Deutlich wurde das besonders an den Schulen, aus denen der Religionsunterricht immer mehr verdrängt und in kircheneigene Räume verwiesen wurde. Die Annaberger Oberschule, die unser Sohn besuchte und die zunächst noch demokratisch war, sollte unter ihrem neuen Leiter, einem früheren Mitglied der Leibstandarde Görings, in eine kommunistische Musterschule umgestaltet werden. Da mein Sohn in einem Schulaufsatz sich nicht freudig zur Oder-Neiße-Grenze bekannte, wurde er als reaktionär aus der Schule verwiesen. Er fand in einem Westberliner Schülerheim Aufnahme und konnte dort eine gute Oberschule absolvieren, aber das Elternhaus war ihm nicht mehr zugänglich. Ich selber erhielt natürlich einen schwarzen Punkt beim Staatssicherheitsdienst, der an Eifer der Gestapo nichts nachgab. Einen anderen zog ich mir zu, als ich mich weigerte, eine von mir angesetzte Pfarrkonferenz wegen einer Pfarrertagung in Leipzig abzusagen, zu der der Ministerpräsident zwecks Gleichschaltung der Kirche eingeladen hatte und die von der überwältigenden Mehrheit unserer Pfarrerschaft abgelehnt wurde, obwohl die Teilnehmer obwohl die Teilnehmer mit Auto abgeholt und zurückgebracht wurden und es an der Festtafel ungewöhnliche Genüsse gab. Da ich auch sonst eben-sowenig wie in der NS-Zeit aus meinem Herzen eine Mördergrube machte, wies mein Konto wohl allerlei schwarze Punkte auf und als Anfang 1953 der Großangriff der SED auf die Kirche begann, war ich einer der ersten Pfarrer, die verhaftet wurden. Ziel des Angriffs war die Gleichschaltung der Kirche, wie sie in der CSSR nach Massenverhaftungen von Pfarrern ziemlich leicht gelungen war. Bei dieser Gelegenheit wollte man auch die blühende kirchliche Jugendarbeit und die Anstalten der Inneren Mission liquidieren. Studenten und Oberschüler wurden von den Schulen entfernt, Anstaltsleiter verhaftet. Ich wurde an dem Tag, an dem der erste verhaftete Pfarrer zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, auf offener Straße verhaftet und vom Staatssicherheitsdienst Annaberg verhört. Dabei fragte man mich gleich: Wie stehen Sie zu unseren „nationalen Streitkräften“, die bereits im Herbst 1952 — also längst vor der Bundeswehr ins Leben geru-

fen worden waren. Ich antwortete sofort: „Ich halte sie für völlig unnötig, da sie nur auch die Wiederaufrüstung der Bundesrepublik zur Folge haben werden. Außerdem ist die rote Armee so stark, dass ihre Panzer im Ernstfall bis an die Biskaya rollen können“. Im weiteren Gespräch erklärte der Leiter des Verhörs: „Sie sind ja ein Erzreaktionär, sie kommen überhaupt nicht mehr heraus“. Und sein nächster Satz: „Wissen Sie, man kann mit uns auch anders reden“. Da ich aber nicht anders reden konnte, ergriff ich das zugeworfene Rettungsseil nicht, sondern ließ mich am nächsten Tag nach Chemnitz abschleppen. Natürlich hatte man trotz Versprechens meine Frau nicht telefonisch verständigt, dass sie die Konfirmandenstunden und den Vortrag im Frauendienst absagen konnte. Im Gefängnis des Staatssicherheitsdienstes in Chemnitz, das zwei Monate später in Karl-Marx-Stadt umbenannt wurde, kam ich in eine Einmannzelle, in der schon seit sechs Wochen ein ostpreußischer Kriegsinvalid (Beinamputierter) hauste, der noch die gleichen Unterhosen am Leib trug, mit denen er eingeliefert worden war. Ich war seine erste Berührung mit der Außenwelt.

Nun kam eine Haft, die ungleich schlimmer war, als alles, was ich auf diesem Gebiete bisher erlebt hatte und ich hatte da doch schon einige Erfahrungen sammeln können. Ganz schlimm waren die Nächte, in denen man fast nie schlafen konnte, weil ständig ein helles Licht brannte und man mit dem Gesicht nach oben liegen musste, außerdem störte das ständige Getrampel der Wachtposten auf dem Gang. Von sechs Uhr früh bis zehn Uhr abends durfte man nicht liegen, von Lese-stoff keine Rede, die Verpflegung sehr mäßig, von der Außenwelt war man hermetisch abgeschlossen. So erfuhren wir Stalins Tod erst nach Wochen, als das nächste Opfer in unsere enge Zelle kam und wir nicht einmal mehr auf dem Rücken nebeneinander liegen konnten. Von meiner Gemütsverfassung mögen zwei der Gedichte Ausdruck geben, die damals entstanden:

„Stasi“-Haft

*Die Stunden schleichen träg dahin,
Von Blei sind ihre Sohlen,
Gedanken huschen durch den Sinn
Wie graulichschwarze Dohlen.
Der Hoffnung Schwingen werden matt*

*Wie Vogelflug im Bauer
Und gierig trinkt das Herz sich satt
An Gram und bitterer Trauer.
Vom Fenster kriecht die Kälte her
Und beißt nach unsern Füßen,
Der Magen ist schon lange leer,
Der Hunger will ihn grüßen,
Die Wäsche klebt an unserm Leib
Mit Schweiß von vielen Wochen,
Kein Buch ist da zum Zeitvertreib,
Schon lang kein Wort gesprochen.
Gefangensein ist hartes Los,
Ist schlimmer schier als Sterben,
Das Unrecht ist auf Erden groß
Und will uns ganz verderben.
„Die Wahrheit siegt“? Der das ge-
dacht,
Musst einst im Feuer brennen (Hus)
Und wir sind in der Feinde Macht,
Die Gott den Herrn nicht kennen.
Doch horch, da tönet Glockenklang
In mein schwermütig Brüten
Und ruft mir zu: Herz sei nicht bang
Bei deiner Feinde Wüten!
Der Herr behält das letzte Wort!
Drum lass dir ja nicht grauen,
So wirst du auch an diesem Ort
Noch seine Wunder schauen!
Vorfrühling in Chemnitz
Draußen wills Frühling nun wer-
den*

*Hier herrscht das Einerlei.
Gibts denn noch Blüten auf Erden?
Ist das nicht alles vorbei?
Gibt es noch Kinderlachen?
Gibt es noch Vogelsang?
Dinge, die Freude uns machen?
Herz, was bist du so bang?
Spürst du in all' deinem Leiden,
Mitten im bittersten Weh
Es nicht mit tausend Freuden:
Gott ist mir näher als je!
Er macht die dürftigste Zelle
Sich noch zum Heiligtum,
Macht selbst die Finsternis helle
Ihm nur sei Ehre und Ruhm!*

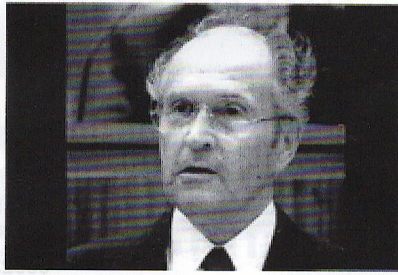
Ins Freie bin ich in diesen Wochen nie gekommen. Die Verhöre fanden zunächst meist in der Nacht statt. Man saß in einer Ecke unter greller Beleuchtung, möglichst weit von dem hinter seinem Tisch verschanzten „Sachbearbeiter“, der aus seiner Bierflasche soff. Der nächste aß mir dann gern seine Schinkensemmeln vor. Zunächst verhörte mich der stellvertretende Leiter des Staatssicherheitsamtes („Stasi“), dem die Sache Spaß zu machen schien, da ich immer offene Antworten gab. Er erklärte mir: Wir werden die Kirchenfrage in der DDR lösen und zwar wie in der CSSR: Staatskirchentum! Meine

Impressum: Ascher Rundbrief — Heimatblatt für die aus dem Kreise Asch vertriebenen Deutschen. — Bezugspreis: Ganzjährig 33,— Euro, halbjährig 16,— Euro, einschließlich 7% Mehrwertsteuer. — Verlag Ascher Rundbrief, Alexander Tins, Grashofstraße 11, 80995 München, Tel. 089/3 14 28 51, Fax 089/3 14 52 46. Veröff. gem. § 8 Bay.Pr.G., Alleininhaber Alexander Tins, Kaufmann, München. Schriftleitung Verlag Ascher Rundbrief, Alexander Tins, Anschrift s. o. Bankverbindung: Raiffeisenbank München-Feldmoching, Kto.-Nr. IBAN DE89 7016 9465 0000 0404 87, BIC GENO DEF 1M08.

Antwort: Aber wie können Sie so etwas sagen? Für uns ist doch immer das Vorbild der SU maßgeblich, also Trennung von Staat und Kirche. Außerdem scheinen Sie zu vergessen, dass wir in Deutschland schon einen Kirchenkampf hinter uns haben, also nicht so unvorbereitet sind wie die Tschechen. Er erläuterte mir auch den Begriff „Demokratie“, der im Sinne Lenins, Beherrschung der Minderheit durch die Mehrheit bedeute. Darauf ich: Dann war also Hitlers Herrschaft eine echte Demokratie, denn es lässt sich nicht bestreiten, dass er zeitweilig die Mehrheit des Volkes hinter sich hatte. Schließlich entwickelte ich ihm meinen klaren kirchlichen Standpunkt und erklärte: „Darauf stehe ich und falle ich, wenn Gott will“. Als er merkte, dass seine dialektischen Künste bei mir versagten, verlor er das Interesse und überließ mich einem langweiligen Burschen der nicht weiterkam und immer wieder fragte: „Wie stehen Sie zu unserem Staat?“ Meine Antwort: „Wie jeder rechte lutherische Christ“: Röm. 13, 1 ff: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat...“, ergänzt durch Apg. 5, 29: „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen“. Letztere Stelle störte ihn sehr. Als meine Erbitterung immer größer wurde, sagte ich ihm einmal: „Wissen Sie, mir kommt jetzt meine Gestapohaft wie der reinste Sanatoriumsaufenthalt vor gegen die Zustände, die bei Ihnen herrschen“. Empört schrie er: „Wie können Sie so etwas sagen!“ Ich darauf: „Waren Sie von der Gestapo verhaftet?“ Schweigen. „Ich zweimal“ sagte ich weiter und dann zählte ich ihm eine ganze Menge Tatbestände auf, die dort menschlicher gewesen waren als in diesem „demokratischen“ Gefängnis. Er schwieg betreten. Aber dem nächsten verhafteten Pfarrer aus unserem Kirchenbezirk erklärte er: „Ihr Kollege Drechsler ist reichlich frech gewesen“. Als mir diese langweilige Art der Einvernahme, bei der immer wieder nur nach der Gesinnung, nicht nach Vergehen gefragt wurde, zu viel wurde, fragte ich ihn: „Gilt denn in der DDR das deutsche Strafrecht nicht mehr, dass eine Voruntersuchung in sechs Wochen abgeschlossen sein muss?“ Er meinte: „Warum?“ „Weil die sechs Wochen schon zu Ende gehen und Sie noch kaum zur Sache gekommen sind“. Nun verhandelte er zügiger und brachte sein kümmerliches Werk in zwei Wochen zum Abschluss, er wusste ja, dass seine Protokolle für das Urteil ohnehin kaum eine Rolle spielen.

Fortsetzung folgt

Oskar Fischer verstorben †



Am 2. April starb Oskar Fischer, der in Asch geborene langjährige Außenminister der ehemaligen DDR. Sein Lebenslauf ist gezeichnet von einer typischen Karriere im dortigen sozialistischen Partei- und Staatsapparat. Oskar Fischer wurde am 19. März 1923 in einer Arbeiterfamilie in Asch geboren und absolvierte eine Schneiderlehre. Sein Vater war Funktionär der Kommunistischen Partei, 1936 Spanienkämpfer und trat 1938 einen Leidensweg durch verschiedene Konzentrationslager an – Flossenbürg, Dachau, Mauthausen und wieder Dachau. Schließlich wurde er zum Strafbataillon 999 an der französischen Küste eingezogen – ein Himmelfahrtskommando. Nach dem Krieg wurde er Bürgermeister einer Gemeinde bei Asch.

Der Kriegseinsatz endete für Oskar Fischer 1944 in einem sowjetischen Gefangenenlager in Weißrußland. Von dort wurde er 1946 in die Tschechoslowakei entlassen. Wahrscheinlich kam die Familie mit einem Antifata-Transport in die sowjetisch besetzte Zone. Fischer trat in die FdJ und in die SED ein und war nach den Landtagswahlen 1950 bis 1951 Abgeordneter im brandenburgischen Landtag und Vorsitzender des Ausschusses für Jugend, Kultur und Volksbildung. Von 1951 bis 1952 übte er die Funktion eines Sekretärs des Zentralrates der FdJ und des Weltbundes der Demokratischen Jugend aus und war seit 1952 Mitglied des Weltjugendrates. Von 1955 bis 1959 vertrat Fischer die DDR als Botschafter in Bulgarien. Ab 1962 studierte er bis 1965 an der Parteihochschule der KPdSU in Moskau. Danach wurde er stellvertretender Außenminister, Staatssekretär und nach dem Tod des Ministers Otto Winzer 1975 dessen Nachfolger. Außerdem war er von 1971 bis 1989 Mitglied des Zentralkomitees der SED und von 1976 bis 1990 Abgeordneter der Volkskammer. Er blieb bis 1990 Außenminister und übergab sein Amt direkt an Markus Meckel (SPD), der

in der Koalitionsregierung von Lothar de Maiziere nach der ersten freien Volkammerwahl Außenminister wurde.

(Horst Adler, nach einem Bericht in der Sudetendeutschen Zeitung vom 17. 4. 2020)

DER HEIMAT VERBUNDEN
Organisationen, Heimatgruppen, Treffen

Freundeskreis der Maintalacher sowie Frankfurt am Main und Umgebung (von Gerhild Euler)

Hallo, leider kann man noch nicht sagen, ob wir uns Ende Mai in Maintal in der Turnhallengaststätte wieder treffen können. In dieser außergewöhnlichen Zeit möchten wir mit diesem besonderen, sinnvollen Gericht grüßen:

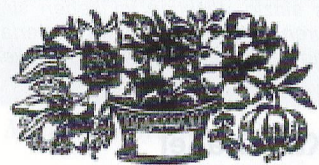
Trost

von Theodor Fontane

*Tröste dich, die Stunden eilen,
und was all dich drücken mag,
auch das Schlimmste kann nicht
weilen,
und es kommt ein anderer Tag.*

*In dem ew'gen Kommen, schwinden,
wie der Schmerz liegt auch das
Glück,
und auch heitre Bilder finden
ihren Weg zu Dir zurück.*

*Harre, hoffe. Nicht vergebens
zählst du der Stunden Schlag,
Wechsel ist das Los des Lebens
und - es kommt ein anderer Tag!*



Wir gratulieren

98. Geburtstag: Am 2. 6. 2020 Herr Pfarrer Karl Wölfel, Südring 72 in Hof, früher Asch, Andreas-Hofer-Straße 1.

97. Geburtstag: Am 9. 6. 2020 Herr Edi Gansmüller, Dr.-Buchberger-Straße 12 in Kemnath-Stadt.

95. Geburtstag: Am 16. 6. 2020 Herr Walter Ploß, Eppenreuther Straße 77 in Hof.

86. Geburtstag: Am 29. 6. 2020 Frau Helga Kneitingner, geb. Müller, Aunkofener Siedlung 32 in Abensberg, früher wohnhaft in Nassen-grub bei Asch, Wernersreuther Straße 36.

Alex Tins, Grashofstr. 11, 80995 München
ZKZ 48294, PVSt, Deutsche Post 

0002381/5/2020

##19

Herrn Dietmar Böhm
Kienwerder 6
17268 Mittenwalde

82. Geburtstag: Am 27. 6. 2020
Herr *Werner Korndörfer*, Wirthstraße 50 in Hof, früher Asch, Alleegasse 18.

80. Geburtstag: Am 7. 6. 2020 Frau
Pfarrerin *Helga Rueß-Alberti*, geb. Alberti, Annastraße 8 in Bielefeld.

49. Geburtstag: Am 16. 6. 2020
Herr *Peter Wächter*, Komenskeho 29 in Aš.

★

NIEDERREUTH gratuliert:

93. Geburtstag: Frau *Meta Pietsch*
geb. Künzel (Dölling Meta).

87. Geburtstag: Herr *Helmut Patzak*
(Neumühle). — Herr *Walter Heinrich*
(Panzer neben Säuling).

81. Geburtstag: Herr *Robert Merz*.

80. Geburtstag: Herr *Siegmond Künzel*
(Bruder von Prechtel Helga).

76. Geburtstag: Herr *Kurt Stübinger jun.*
(Sohn von Baumgärtel).



SPENDENAUSWEIS

Heimatverband des Kreises Asch e. V.:
Heimatverband des Kreises Asch, Sitz Rehaus,
Konto-Nr. 430 205 187 bei der Sparkasse
Hochfranken, BLZ 780 500 00.
IBAN: DE 92 7805 0000 0430 205 187
BIC: BYLADEM1Hof

Ascher Hütte: Deutscher Alpenverein,
Sektion Pfaffenhofen-Asch, Sparkasse Pfaffenhofen,
IBAN DE49 721 516 50 000 9107 608,
BIC BYLADEM 1PAF.

Ascher Schützenhof Eulenhämmer

Verein Ascher Vogelschützen Rehaus,
IBAN DE54 780 500 000 430 203 349,
BIC BYLADEM 1HOF

Für die Stiftung Ascher Kulturbesitz,
Sitz Rehaus: Konto siehe Heimatverband des
Kreises Asch, Zusatz: „Für die Stiftung
Ascher Kulturbesitz“.

Für den Erhalt des Ascher Rundbriefs:
Ascher Rundbrief, Alexander Tins, Raiffeisenbank
München-Feldmoching,
IBAN DE89 7016 9465 0000 0404 87,
BIC GENODEF 1M08.

★

Spenden an den Heimatverband des Kreises Asch
Spenden an den Heimatverband des Kreises Asch
Spenden an den Heimatverband des Kreises Asch
im Zeitraum vom 1. 4. 2020 bis 30. 4. 2020
Lina Finke 30 Euro
Dr. Gottfried Ploß, Hildegard Ploß 100 Euro

Das einzig Wichtige im Leben sind die
Spuren der Liebe, die wir hinterlassen,
wenn wir gehen. (Albert Schweitzer)

Karl Glässel

Seniorchef der Firma
Glässel und Sohn
*14.11.1929 †3.4.2020

In liebevoller Erinnerung:
Ernst und Claudia
mit Flori und Tobi

Die Urnenbeisetzung fand aus gegebenem Anlass im engsten
Familienkreis statt.

Anstelle zugedachter Blumen und Kränze bittet die Familie im
Sinne des Verstorbenen um eine Spende an die Ascher Hütte
IBAN DE 49 7215 1650 0009 1076 08. Kennwort Karl Glässel.



Wenn ihr an mich denkt, seid nicht traurig.
Erzählt lieber von mir und traut euch ruhig
zu lachen.

Lasst mir einen Platz zwischen euch, so
wie ich ihn im Leben hatte.

Anna Viertel

Geb. Müller
*18. Oktober 1924 †30. März 2020

In Liebe und Dankbarkeit
Uschi und Ernst Hauß
mit Tobias, Bastian und Michael
Bärbel Ruhrländer
und alle Anverwandten

Trauerhaus: Familie Hauß, Unterbruch 46 a, 47877 Willich
Aufgrund der besonderen Situation fand die Urnenbeisetzung
unserer lieben Verstorbenen am Freitag, dem 17. April 2020 im
engsten Familienkreis auf dem Schiefbahner Friedhof statt.



Spenden für den Heimatverband Asch, die Stiftung Ascher
Kulturbesitz, für die Ascher Hütte und für den Schützenhof
Eulenhämmer bitte keinesfalls auf eines der nebenstehen-
den Geschäftskonten überweisen! Bitte benutzen Sie für
Ihre Spenden die unter der Rubrik „Spendenausweis“ ge-
nannten Konten. Vielen Dank!

Die Internetseite des Heimatverbandes
Asch finden Sie unter der Adresse:
www.asch-boehmen.de